



**Vom Lebensweg  
Artikelserie im Bergsträßer Anzeiger 1921**

**Erster Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 22. Januar 1921**

**Kapitel 1**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)  
von Sempervivus.  
(Nachdruck verboten.)**

Wer vor dem Kriege Gelegenheit hatte, auch nur einen kleinen Einblick zu tun in das fast unergründliche Meer der Erzeugnisse des Buchdrucks – und dabei will ich ganz absehen von den zahllosen übrigen, z.T. sehr komplizierten und kostspieligen Reproduktionsverfahren, die sich ohnehin der Kenntnis der Allgemeinheit, selbst der sogenannten gebildeten Kreise entzieht – der muß schließlich zu der Überzeugung gekommen sein, daß auch hier wie auf so vielen anderen Gebieten eine gewaltige Überproduktion zu verzeichnen war. Man hatte den Eindruck, einer großen geistigen Überschwemmung und nur der Umstand, daß wir in dem Zeitalter des Papiers geboren, aufgewachsen und erzogen waren, ließ uns der Flut der literarischen Produkte mit einem gewissen Gleichmut entgegengesehen, die sich vom reinstem Wasser in allen Nuancen bis herab zur übelriechendsten Jauche über uns und unsere Zeitgenossen ergoß.

Als der gute, biedere Gutenberg seine ersten beweglichen Lettern schnitzte und damit den nachfolgenden Geschlechtern breite Kulturstraßen und gangbare Wege bis in die entferntesten Winkel des seitherigen geistigen Urwaldes bahnte, da dachte er sicherlich nicht im Entferntesten daran, daß sein Lebenswerk, das er, „zu eines Höheren Ehre“ erschaffen hatte, außer dem Geiste des Lichts, in noch viel größerem Maße auch dem Geiste der Finsternis sich dienstbar erweisen werde. Aber es verging ihm, wie so vielen Trägern eines großen Kulturgedankens. Die Epigonen unterstellten nicht sich dem Gedanken, sondern unterstellten den Gedanken ihren Absichten. Habgier, Herrschsucht, Unduldsamkeit, Neid und Zerstörungsdrang, und wie edlen Triebe der Bestie Mensch alle heißen, schufen aus einem idealen Wollen ein reales, kaltberechnendes Vollbringen, unbekümmert darum, ob sie die Errungenschaften der Kultur dadurch förderten oder untergruben. Das grandiose Ereignis des Weltkrieges, das wie eine Katastrophe über die ganze zivilisierte Menschheit hereinbrach, hat uns so recht deutlich vor Augen geführt, wie traurig es um „wahre Kultur“ bei derselben bestellt war. Selbst die berufensten Vertreter kultureller Gedanken haben versagt. Statt Liebe haben sie Haß, statt Versöhnung Bosheit statt Großmut Rücksichtslosigkeit, statt Friede haben sie Krieg gepredigt in Wort und Schrift. Wie wurden die Völker gegenseitig aufeinander gehetzt, ihre niedrigsten Instinkte aufgepeitscht, ganze Generationen verseucht mit wissentlich falschen Verdächtigungen der Gegenseite. Und um dieses teuflischen Zweckes Willen hat man sich neben dem gesprochenen Worte vorzugweise fast ausschließlich jener Erfindung bedient, die der Kulturbringer Gutenberg dereinst doch nur zum Nutzen und Frommen der Menschheit ausgedacht hatte. Aber der böse Geist, der mit dem Begriff „Gegenteil“ so oft sein böses Spiel treibt, hat auch hier seinen zersetzenden Einfluß ausgeübt.

Das Wort, ein Hauch, dem Geist entsprungen,  
Fliegt es behend von Mund zu Mund;

Und Tausend, die von ihm durchdrungen,  
die tun es tausend Andren kund,  
was selbst sie eben erst vernommen.  
So pflanzt fort mit Windeseile  
Das Wort den Geist zum Nutz und Frommen  
Der Menschheit – und zum Gegenteil.

Der Mensch, doch damit nicht zufrieden,  
Daß er imstand, das Wort zu prägen,  
Im Drang, dem Geiste zu gebieten,  
Sehn wir das Wort in Druck ihn legen.  
Da liegt es kalt in Erz gegossen.  
Gleich Perlenstäbchen, Zeil an Zeil  
Und kündet allen Zeitgenossen  
Die Wahrheit – und das Gegenteil.

O Gutenberg, du größter Meister,  
Der Flügel du dem Wort gegeben,  
Und so die Welt der großen Geister  
Erschlossen auch dem Alltagsleben,  
Dein Werk, auf das sich alles gründet,  
Was dient dem Menschentum zum Heil,  
Ihm ist die Jugend eng verbündet  
Doch leider auch – das Gegenteil.

Und doch alter Mann, eine Freude würde dir die Nachwelt sicherlich bereitet haben, wenn dein Körper ebenso unsterblich gewesen wäre, wie deine Verdienste um die Menschheit. Sie hat nämlich deiner Erfindung eine solche Vervollkommnung angedeihen lassen und sie in den Dienst so weitverzweigter Gebiete gestellt, wie es der menschliche Geist nur noch zum Zwecke der Ausbeutung des elektrischen Funkens bis dato zu schaffen verstanden hat. Wie dieser das gesprochene Wort mit Windeseile verbreitet über den ganzen Erdball, so vermag man mit Hilfe deiner ausgebauten Erfindung, mit den neuzeitlichen Rotationsmaschinen, wie eine solche jetzt auch in diesem Betriebe zur Ausstellung gelangte und die wohl das Vollkommenste sind, was Menschengest und Menschenhand an Präzisionsmaschinen überhaupt geschaffen hat, mit fast unglaublicher Geschwindigkeit das geschriebene Wort in tausenden und abermals tausenden Abzügen in die Welt zu senden.

Diese modernen Rotationsmaschinen stehen zu deinen ersten primitiven Handpressen in dem gleichen Verhältnis, wie ein vollendetes Kunstwerk zu den ersten Malversuchen eines zeichnerischen begabten ABC-Schützen, wie der tiefwurzelnde Nußbaum zu dem Nußkern, den man einstens in die Erde gesenkt hat, ohne sich dabei der Hoffnung hinzugeben, daß man dereinst unter dem Schatten des aus ihm hervorsproßenden Baumes seinen Nachmittagskaffee schlürfen könne. Wissenschaft und Kunst, Industrie und Handel, Handwerk und Müßiggang, selbst das leichte Dahintändeln, über den Ernst und die tiefen Abgründe des täglichen Lebens, sie alle schaffen und streben, ruhen und gedeihen, blühen auf und verwelken im Schatten deiner großen Erfindung. Und nachdem man gar so weit gegangen ist die Druckerpresse nicht nur indirekt durch Anpreisung und Verbreitung der menschlichen Fähigkeiten, durch Förderung des geistigen Strebens durch die Ermöglichung des gegenseitigen Gedankenaustausches Einzelner und ganzer Völker, in den Dienst des

selischen und materiellen Aufblühens der Menschheit zu stellen, sondern sie auch direkt zum Frohndienst des materiellen Wohllebens heranzuziehen, indem man nach Bedarf die ihr innewohnende Kraft umsetzt in bedruckte Papierscheine, denen wir mit einer Anmaßung, die künftigen Generationen unglaublich erscheinen wird, den Namen „Geld“ verleihen, da haben sich deiner Erfindung Perspektiven geöffnet, vor denen es dir, gottseliger Meister, schwindeln würde und deiner Freude über den Ausbau deines Werkes wäre doch ein starker Dämpfer aufgesetzt. Aber die Menschheit von heute hat schwache Augen; die tiefsten Tiefen dieser Perspektiven, die in ein undurchdringliches Schwarz gehüllt sind, überstehen sie. Sie berauschen sich an den buntschillernden, glänzenden Seitenkulissen, die mit ihrem gleißmerischen Schein über den trostlosen Hintergrund hinwegtäuschen. Das dicke Ende wird nicht lange auf sich warten lassen. Dieser unbedachten Ausbeutung deiner Erfindung wird ein Ziel gesteckt werden. Denn die bedruckten Fetzen Papier, um die die Menschheit von heute denselben Cancan tanzt wie die dereinstige um das goldene Kalb, dieser Turm von Papiergeld, der mit dem von Babel an Höhe ebenso wetteifern kann wie an Unhaltbarkeit, sie werden, wenn der große Windstoß einsetzt, vor dem es den Einsichtigen des Volkes heute schon graut, wie Spreu hinweggefegt werden und zerflattern wie die Blütenblätter einer verwelkten Rose.

Der liebe Gott hat nur gegeben  
Dem Menschen dazu den Verstand,  
Daß man in seinem ganzen Streben  
Doch wohlerkenne Gottes Hand  
Drum hat er einst den Turm zerstöret  
Den man zu Babel aufgebaut,  
Weil damals schon der Mensch betöret  
In sich den Herrgott selbst geschaut.  
Heut baut man wie zu Babels Zeiten  
Den Turm und tanzt ums goldene Tier  
Doch läßt man ungern sich bescheiden,  
Daß beides doch nur aus Papier.  
Das beides einst im Sturm zerstiebet,  
Weil es ein eitler leerer Tant,  
Und daß, was heut die Menschheit liebe  
Verweht wie leichter Dünensand.  
Wie sieht man sich das Volk gebärden!  
Spricht das nicht jeder Einsicht Sohn?  
Muß ihm ein „Mene Tekel“ werden  
— — — — —  
War's nicht der Turm von Babylon?

Erster Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 29. Januar 1921

Kapitel 2

Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)

von Sempervivus.

(Nachdruck verboten.)

Am Schluss des ersten Kapitels meiner „Betrachtungen“ habe ich kurz die Nichtigkeit unseres heutigen Zahlungsmittels gestreift. Es sei mir heute gestattet, das Geld im Allgemeinen zum Gegenstand einer ausführlicheren kritischen Erörterung zu machen.

Das Geld.

Es strebt der Mensch nach Geld gewaltig

Zumal wenn's gold- und silberhaltig.

Auch Nickel, Kupfer, selbst das Eisen,

Seit Neuestem Porzellan aus Meißen,

Selbst dünnes Aluminiumblech

Scheucht von ihm jede Sorge weg. –

Wenn das Metall ihn dann verläßt,

Dann sucht er seinen Hoffnungsrest

Auf kleine Fetzen von Papier

Zu drucken, und in seiner Gier

Hängt er zu Haus es an im Stillen

Und fördert dadurch – die Bazillen.

Er glaubt, vom Mammon stark geblendet,

Daß nunmehr alle Not beendet.

Doch bringen ihn dieselben Pressen,

Die er in eigenen Interessen

Läßt laufen, einst mit einem Ruck

Selbst in den allergrößten Druck.

Er fühlt zunächst sich sehr gehoben,

Will schieben – und wird selbst geschoben

Das ist der Fluch von seiner Tat,

Daß mit der Zeit nicht kommt der Rat.

Daß nach dem Rat erst kommt die Zeit

Da zur Vernunft er wär' bereit.

Wo aber leider es zu spät. - - -

Jetzt erntet er, was er gesät.

Der Mammon, der sein höchster Gott

Der treibt ihn in den Staatsbankerott

Und deckt sein kaltes Grab im Nu

Mit Ballen Assignaten zu.

So geht er, was denn auch kein Wunder

Der einst im eigenen Gelde unter.

-----

Drum Mensch, setz dir ein höhres Streben,

Als nur dem „Götzen Mammon“ leben!

Bedenk, das Horn des Überflusses.

Als die alten Karthager zum erstenmale ihre Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen der Westküste Afrikas aufnahmen, da dachte noch kein Mensch an Geld im heutigen Sinne. Sie warfen ihre Anker und legten am Gestade des Meeres abgewogenes Gold nieder, brannten ein weithinsichtbares Feuer an und stachen in See. Tags darauf landeten sie wieder an derselben Stelle und fanden neben ihren Goldbarren Erzeugnisse des Landes, wie sie die Afrikaner nachts zuvor biedergelegt hatten. Erschien ihnen der Wert des Dargebotenen zu gering im Vergleich zu ihrer Gegenleistung, so entfachten sie von Neuem ein Feuer und begaben sich wiederum auf ihre Schiffe. Dieser Vorgang wiederholte sich solange, bis beide Parteien sich in ihren Ansprüchen zufrieden gaben. Ähnlich geht heute noch in Indien bei den Weddas das Handelsgeschäft vor sich. Die umliegenden Stämme schleichen sich des nachts in die Dörfer, hängen aus Wachs geformte Modelle der Gegenstände, die sie gerne besitzen möchten, an die Haustüren der betreffenden Handwerker, und daneben Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit, erlegtes Wild oder auch nur die Felle zur Strecke gebrachter Raubtiere. In einer der darauffolgenden Nächte finden sie die gewünschten Gegenstände an Stelle ihrer Gegengaben.

In beiden Fällen handelt es sich um die primitivsten Formen gegenseitiger Handelsbeziehungen unter Vertretern einer im Vergleiche zu modernen Kulturmenschen doch immerhin sehr tiefstehenden Bildungsstufe. Und doch, welch' rührende Naivität, welche Achtung vor dem persönlichen Eigentum, welche Ehrlichkeit der Gesinnung, welch' gegenseitiges Vertrauen gehört dazu, ein solches Geschäftsgebahren zur allgemeinen Volkssitte zu erheben. Wie weit tiefer stehen wir von Kultur und Zivilisation triefenden Modernen doch unter diesen einfachen Naturvölkern, für deren Kultur- beziehungsweise Zivilisationsstufe wir schließlich doch nur ein mitleidiges Lächeln übrig haben. Wenn man bedenkt, daß heute bei uns der geringste Gegenstand nicht mehr sicher ist vor Diebeshand der eigenen Landsleute, so muß man tief beschämt zugeben, daß die äußeren Vorteile, die wir vor diesen Völkern voraushaben, einen inneren Kern umschließen, der morscher ist als bei den Leuten der „Wildnis“ – die Moral.

Eine weitere Stufe wechselseitigen Tauschhandels, die als die vollkommenere des oben beschriebenen zu betrachten ist, war die offene Hingabe, d.h. jetzt standen sich die beiden Beteiligten Auge in Auge gegenüber und feilschten um den Kaufpreis. Man wurde wählerischer mit dem Dargebotenen und bald erkannte man, daß man besser fuhr, wenn man allgemeine Wertmesser für bestimmte Waren aufstellte. Noch waren es Naturprodukte: Vieh, Getreide, Muscheln, Sklaven, oder auch schon selbstverfertigte Gegenstände wie Waffen und eigenartig geformte Metallstäbchen. Aus diesen letzteren entwickelte sich endlich die geprägte Münze, die wir mit dem Worte „Geld“ bezeichnen. Des geprägten Geldes Ursprung ist also wohl in einem aus der Volks- und Völkergemeinschaft herausgewachsenen Bedürfnis zu suchen, aber des Rechtes, dieses Geld anzufertigen, bemächtigten sich sofort diejenigen, die an der Spitze des Volkes standen; Geld zu prägen war Vorrecht der Krone, im demokratisch regierten Staate waren es die Führer der Volksgemeinschaft, im monarchisch regierten Staate der Kaiser. Und das heidnische, sowie das christliche Mittelalter übernahm skrupellos diesen durch die Tradition geheiligten Gebrauch. Ein alter Spruch Karls des Großen besagte: „Nullo alio loco moneta sit nisi in palatio nostro“ (Nirgends wo anders darf Geld geprägt werden, als in meinem Palaste). Das Volk als solches hatte also keinerlei Anteil an den Vorteilen, die allemal aus der Münzprägung erwachsen, im Gegenteil, bewußt oder unbewußt trug es die mancherlei pekuniären Nachteile, die naturgemäß sich als Folgen der häufigen Umprägungen ergaben. Immer krasser und ungeschminkter machten sich diese Schädigungen am Volkswohlstande

bemerkbar. Wenn ein Nachfolger Karls des Großen sage und schreibe an 721 Orten Münzstellen errichtet hatte, die ihm ganz beträchtliche Pachtsummen einbrachten und doch noch die „Berechtigten“ so stattliche Nutzen abwarfen, daß sie bald zu den Reichsten des Volkes zählten, so kann man sich eine Vorstellung davon machen wie sehr das bedrückte Volk bluten mußte, um Beider Säckel zu füllen. Und wenn, um nur ein Beispiel aus der neueren Geschichte zu bringen, Friedrich der Große im Jahre 1760, als er für seine Kriegsziele mehr Geld brauchte als er hatte, falsches Geld prägen ließ, das allerdings anfangs nicht sein, sondern des sächsischen Kurfürsten Bild trug, alle Armeebedürfnisse und Gehälter mit diesem Gelde bezahlte, wenn er ferner dieses nicht sehr saubere Handwerk im Großen betreiben ließ, indem er bald darauf auch minderwertiges preußisches, mecklenburgisches und bernburgisches Geld auf den Markt warf, sämtliche Münzstätten an seine drei Helfershelfer Gumperts, Isaak und Itzig, die sächsische an Ephraim verpachtet und dafür die damalige Zeiten fast unglaubliche Summe von 7 Millionen Talern Jahrespacht erzielte, so muß man wirklich den Galgenhumor des geschädigten Volkes bewundern, der sich, allerdings im Bewußtsein seiner Ohnmacht, nur in dem Spottgedichte Luft machte:

„Von außen schön, von innen schlimm,  
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Im geordneten, gut fundierten modernen Staate wie es solche kurz vor dem Kriege noch gab, gehörte er dagegen zu den Selbstverständlichkeiten, daß der reelle Metallwert einer Münze mit deren Nennwert in einem durch Gesetze geregelten Verhältnis stand. Im allgemeinen hatten alle Kulturstaaten die Goldwährung beziehungsweise die sogenannte „hinkende Währung“, d.h. neben der Goldmünze mußten auch Münzen anderer Metalle wie Silber, Nickel und Kupfer in Zahlung genommen werden. Letztere dienten jedoch nur als Scheidemünzen.

Da sich nun aber bald herausstellte, daß bei der fortschreitenden Ausdehnung, die die gegenseitigen Beziehungen der Völker annahmen, es ein Ding der Unmöglichkeit wurde, alle Zahlungen in klingender Münze zu leisten, so suchte man gar bald in den sogenannten „Geldsurrogaten“ einen Ausweg, das heißt man erfand ein Ersatzmittel für das Metallgeld, die Papierscheine.

Von diesen und dem daraus hervorgegangenen Papiergeld im nächsten Kapitel.

Fortsetzung folgt.

**Dritter Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 05. Februar 1921**

**Kapitel 3**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

Wenn ich heute als Fortsetzung meines vorangegangenen Artikels über das Geld Einiges über die Papierschiene als Zahlungsmittel vorbringen werde, so möchte ich von vorneherein betonen, daß ich es, als außerhalb des Rahmens einer oberflächlichen Plauderei liegend, nicht in der Form tun werde, die Anspruch auf eine gründliche Erschöpfung des Themas erheben will, vielmehr mache ich mir es zur Aufgabe, nur in ganz allgemeiner und daher auch dem ungeschulten Laien verständlicher Art das Wesentlichste aus dieser Materie herauszugreifen. Dabei muß ich zunächst einen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung werfen und dann die Formen vor Augen führen, die sich allmählich aus der Praxis herausgebildet haben. Den Anstoß zu dem entwickelten Geldverkehr, von dem die Geldüberweisung durch Papierscheine und was damit im Zusammenhang steht, die vollkommenste und modernste Form darstellt, gab die Tatsache, daß es sich gar bald, nach dem die gegenseitigen Handelsbeziehungen der Völker einen immer mehr ausgesprochenen internationalen Charakter angenommen hatten und infolgedessen immer neue Geldsorten der verschiedensten Staatsgebilde massenhaft auf den Markt geworfen wurden, klar herausstellte, daß ein Ausgleichsmittel geschaffen werden müsse, das von Fall zu Fall eine entsprechende Umwertung gestattete.

Schon im Altertum blühten die Bank- und Wechselgeschäfte. Betrieben wurden diese Geschäfte in den Tempeln an den sogenannten heiligen Tischen. Die Tempel der Antike waren also die ersten nachweisbaren Bankinstitute der Welt. Unser heutiges Bankwesen jedoch entwickelte sich aus dem Geldwechselgeschäft des Mittelalters.

Zu dieser Zeit bildete sich ein umfangreiches Depositen- und Girogeschäft heraus. Hauptsächlich war es in der Mitte des 12. Jahrhunderts Italien, welches die Geldwechselgeschäfte für die ganz zivilisierte Welt besorgte. Die venetianische Bank und die Sankt Georgsbank in Genua waren die Zentralpunkte des Geldverkehrs. Aber auch eine große Menge kleinerer Unternehmer, vornehmlich Toskaner und Lombarden, befaßten sich mit Wechselgeschäften und Zahlungsüberweisungen. Auf öffentlichen Plätzen schlugen diese Wechsler ihre Tische und Bänke (banca) auf, woher es kommt, daß bis auf den heutigen Tag unsere Geldinstitute Banken genannt werden.

Selten kam es vor, daß die Inhaber dieser Geschäfte das ihnen in reichstem Maße geschenkte Vertrauen mißbrauchten. Trat jedoch dieser Fall einmal ein, dann wurde kurze Volksjustiz geübt, d.h. man zerschlug kurzerhand die betreffende Bank (banco rotto), woher das Wort „Bankrott“ seine geschichtliche Deutung findet. Überhaupt begegnet man, weil eben die Wiege des Geldgeschäftes in Italien stand, in dem Geldverkehrswesen fast ausschließlich Fachausdrücken, die der italienischen Sprache entstammen. Man giriert“, dicontiert“ und „lombardiert“, man spricht von „Brutto“, „Netto“, „Tara“ vom „Agio“ von der Tratte und von der Strazze. Doch zurück zu der geschichtlichen Weiterentwicklung des Geldverkehrs. Gar bald war es nicht mehr ausschließlich Italien, das allein den Weltmarkt im Geldverkehr beherrschte, sondern auch an den anderen Punkten Europas, zumal da, wo ein reger Warenumsatz blühte, wurden größere Bankinstitute errichtet. Zu großer Bedeutung brachten es die Banken zu Amsterdam und Hamburg, die 1609 bezw. 1619 begründet wurden; dann aber die Messeplätze Frankreichs, insbesondere die der Champagne. Von

gleichen Einrichtungen in Süddeutschland sind die Häuser Fugger und Welser in Augsburg zu nennen, die eine internationale Bedeutung gewannen. Ihre Inhaber waren zu damaliger Zeit die ungekrönten Könige Deutschlands, die dieselbe Rolle spielten, wie die modernen Truskönige der neuen Welt auf dem heutigen Geldmarkte.

Als das Publikum diesen Bankinstituten immer mehr Vertrauen entgegenbrachte, konnten einige sogar soweit gehen, daß sie Anweisungen (Noten) auf sich selbst ausgaben, d.h. die Verpflichtung auf sich nahmen, diese Papierscheine bei Sicht sofort in Metallgeld einzuwechseln. Der Staat übte die Aufsicht über diese Institute, indem er rechtsgültige Vorschriften darüber erließ, wieviel Barmittel diese Bankinstitute greifbar vorrätig haben mußten, um jederzeit ihren übernommenen Verpflichtungen gerecht werden zu können. Die erste größere Notenbank dieser Art war die Bank von England, die im Jahre 1694 gegründet wurde. Im Laufe der Jahrhunderte nahmen die Banken an Bedeutung derartig zu, daß sie aus dem Handelsverkehr nicht mehr ausgeschaltet werden konnten, ja, daß sogar heute ohne sie der neuzeitliche Handelsverkehr undenkbar erscheint. Indem sie die Credite zwischen einzelnen Konzernen und ganzer Völker vermitteln, haben sie schließlich direkt politische Bedeutung angenommen und bilden, wie auch der Weltkrieg zeigte, in dem Ringen der Völker um die Weltmachtstellung einen ebenso bedeutenden, wenn nicht schließlich ausschlaggebenden Faktor als die Tüchtigkeit der Bataillone. Nun zu den Papierscheinen selbst, ihren verschiedenen Formen und Arten ihrer Umwertung. Da die meisten meiner Leser täglich im privaten und geschäftlichen Leben sich ihrer bedienen und deshalb eine Belehrung von seiten des Verfasser, der in seiner angeborenen Bescheidenheit sich nur mit solchen Geldsummen abgibt, die, wenn auch heute leider nicht mehr in klingender Münze, so doch in zerknitterten und bazillenstrotzenden unscheinbaren Papierfetzen bar beglichen werden, geradezu als anmaßende Überhebung aufgefaßt werden könnte, so will ich mich kurz fassen und mich nur darauf beschränken, einen Überblick über dieselben zu geben. Der einfachste Papierschein, der Geldwert besitzt, insofern voraussichtlich Deckung vorhanden, ist der Geldschein. Als weitere papierscheine, die aber rechtlich gewisse Bevorzugungen genießen, sind die Wechsel zu nennen. Man unterscheidet 3 Arten von Wechseln, den Solawechsel, der einem einfachen Schuldanerkennntnis gleichkommt, das Wechselaccept mit der Anerkenntnis, die Schuld in bestimmter Zeit zu zahlen, losgelöst vom ursprünglichen Schuldgrund und die Tratte oder der gezogene Wechsel, dem das Accept fehlen und der von dem Gläubiger als bequemer Weg benutzt werden kann, seine Forderungen einzuziehen. Das Bestreben, das bare Geld möglichst aus dem Handelsleben auszuschalten, wofür viele praktische Gründe maßgebend sind, setzte den Check in die Welt, der in England seinen Ursprung hatte. Die Grundbedingung für den Check ist der Credit. In England zahlt der Gentleman alles in Check; nur der Lump zahlt bar, da er keinen Credit besitzt. Somit ist der Unterschied zwischen Wechsel und Check in kurzen Worten folgender: der Wechsel ist eine Anerkenntnis, dem eine Schuld, der Check ein solches, dem ein Guthaben zu Grunde liegt. Die Banknoten, die da eigentlich nichts anderes sind, als Wechsel, die die betreffende Staatsbank auf sich selbst ausstellt, die bei Sicht fällig und jedem Überbringer in bar auszahlar sind, gehören in diesen Zusammenhang. Die Darlehenskassenscheine, die, nachdem der Geldbestand des Reiches, der zur Deckung der Banknoten diente, aufgezehrt ist, sich von diesen nicht mehr wesentlich unterscheiden, sind Erscheinungen der Notlage des ausgehenden Staates. Zu jeder Zeit der Weltgeschichte haben die Staaten, die zu solchen Zwangspapiergeldern ihre Zuflucht nehmen mußten, unter dem Fluche dieser eigentlich wertlosen bedruckten Papierfetzen zu leiden gehabt. Das Papiergeld der französischen Revolution war ein sbschreckendes Beispiel, wie über Nacht der Nennwert dieser Scheine illusorisch werden kann. Ich verweise dabei auf den Schluß meines einleitenden Gedichtes

auf das Geld im vorhergehenden Artikel und möchte den heutigen mit einem beschließen, das nochmals zusammenfassend die Hohlheit der Jetztzeit und die jederzeit eintretende Möglichkeit eines Zusammenbruches der unhaltbaren finanziellen Verhältnisse kennzeichnet.

Die Neuzeit liebt die hohle Phrase  
Und nicht die alte Biederkeit.  
Man fällt erstaunend in Extase  
Vor jedem neuen Modekleid.  
Vor jedem Fant will man sich neigen,  
Wenn er nur laute reden schwingt.  
Und tanzt zu Ehren ihm den Reigen,  
So lang sein Geld im Ohre klingt.  
Nach Geld strebt heutzutage ja alles,  
Gleichwohl es aus Papier nur sei.  
Doch kommt einmal der große Dalles,  
Dann ist es mit dem Wahn vorbei.  
Da öffnen plötzlich sich die Augen  
Von denen, die heut taub und blind  
Wie werden fluchen sie und fauchen,  
Weil sie jetzt die Geprellten sind.  
Was sie erstrebt im Übermaße,  
Worauf sie alles eingestellt,  
Was angebetet sie als Geld –  
Grinst jetzt sie an als hohle Phrase.

Das Einzige, was den Beschauer wie früher über den Mangel an gutem Bargeld, so heute über das traurige Bild der allgemeinen Geldlage hinweghelfen kann, ist das Universalheilmittel der betrübten Seele, der Humor, dem vielleicht schon mein nächstes Kapitel gewidmet sein wird, vorausgesetzt, daß mir das Karbevaltreiben, das meist jeden wahren Humores gänzlich entbehrt, nicht allzu humorzerstörender Weise zusetzt.

**Vierter Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 12. Februar 1921**

**Kapitel 4**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

Wenn ich am Schlusse meines letzten Artikels die Redewendung gebraucht habe, daß ich in der heutigen Nummer dem Humor ein Kapitel widmen werde, wenn nicht das Karnevaltreiben meine Stimmung in allzu humorstörender Weise beeinträchtigen würde, so weiß ich genau, daß ein großer Teil der Leserschaft diese Ausführung als paradox belächelt oder aber diese Ausdrucksweise selbst als einen Fastnachtsscherz angesehen hat. Das finde ich sehr erklärlich, da ich aus Erfahrung weiß, daß der größte Teil der Menschen überhaupt keine Ahnung hat, was der Begriff „Humor“ im „wahren Sinne des Wortes“ in sich birgt. Die einen glauben „humoristisch“ zu sein, wenn die sich einen Schnurrbart, den ihnen die Natur versagt oder das Rasiermesser jeden Samstag Abend sein säuberlich hinweggefegt hat, um die Karnevalszeit durch einen aus Flachs mitteilt einer Klammer unter der Nase befestigen oder aber ihr normales Riechorgan durch ein blaurotes gurken- oder knollenartiges Gebilde verdecken, das, wenn es eine unliebsame Beigabe der Natur wäre, ihr ganzes Leben verbittert hätte. Die anderen glauben, Anspruch auf Humor erheben zu können, wenn sie durch saftige Witze, die vom Podium herab auf das „nährische Publikum“ schleudern, wie der schreckliche Berichterstatterausdruck heißt: „Die Lachmuskeln der Zuhörer in Bewegung setzen“; wieder andere meinen durch banale Rohheiten, wie sie ja bekanntlich der Fastnachtsrummel in großen Städten stets mit sich bringt, einen Bombenwitz gerissen zu haben. Der deutsche Sprachgebrauch, der doch sonst so reich ist an Ausdrücken für die verschiedensten Empfindungen des Innenlebens, zeigt in Bezug auf den Begriff „Humor“ eine bedauerliche Lücke, die die irri- ge Ansicht der breiten Masse bezüglich dieses Begriffes nur allzusehr fördert. So nennt man fast allgemein den Spaßmacher, der mit seinen meist sehr oberflächlichen Witzen die Tanznummern des Varietees unterbricht, der entweder, aus der Schule eines K. Maxstatt oder eines Papa Geis hervorgegangen in einem, dem Inhalt seines Vortrages angepaßtem Kostüm, seine Liedchen oder Vortragsstücke singt bzw. rezitiert und durch lustige Sprünge und Grimassen unterbricht, oder nach der Schule Otto Reutters arbeitend in schwarzem Frack und weißer Binde die beglacedeten Hände in der Pose des Ueberlegens zusammenlegt, Humoristen, obwohl diese Leute und ihre Produkte mit dem eigentlichen Wesen des Humors sehr oft gar nichts gemein haben. Ihre Darbietungen und geistigen Elaborate gehören vielmehr in das der Komik, weshalb sie, wie es viele von ihnen in der richtigen Erkenntnis ihrer Leistungen auch tun, weit richtiger Komiker genannt werden müßten. Auch viele illustrierte Blätter, die sich oftmals das Beiwort „humoristische“ beilegen, bergen in ihren Spalten oft nur Kalauer und abgetroschene, hi und da auch originelle Witze. Bei den besseren und besten mischt sich unter dieses Fülself die sogenannte Satire, die wohl dem Humor am nächsten kommt, doch dadurch von demselben grundverschieden ist, daß sie eine Tendenz in sich birgt, deren Fehlen ja gerade einer wahrhaft und reinen humoristischen Darstellungsform den spezifischen Einschlag verleiht. Denn wahrer Humor ist nichts weiteres und will nichts anderes sein, als eine ageklärte, lächelnde Lebensphilosophie, der eine tiefe Kenntnis des Alltagslebens und ein verständnisvolles Eindringen in das Seelenleben des Einzelnen und der verschiedenen Volksklassen zugrunde liegt. Wahrer Humor ist angeboren, denn er ist eine köstliche Mischung der vier Temperamente; er ist aber ein zartes Pflänzchen, das der Sturm des Lebens leicht entwurzeln und wegfe- gen kann, wenn es nicht auf einem Boden sitzt, der fest und solid bearbeitet ist, das will sagen, daß die beste und erste Voraussetzung für einen dauerhaften, oder wie der Volksmund sich ausdrückt „unverwüstlichen“ Humor, die Lebenskunst ist, die nur dadurch erworben wird, daß ihr Träger des Lebens Ernst erkannt hat, jedes Fältchen der menschlichen Seele kennt, den Becher der Freude ebenso, wie den Kelch des Leides hat an sich vorüberziehen lassen, der den Weg, der ihn durchs Leben führte, aufrecht dahingeschritten ist, ungeachtet dessen, ob manchmal eine Saite seines Herzens am Zerspringen war oder ob er ausjubeln wollte in rauschender Lebenslust. Humor ist

die innige Harmonie, die den inneren Menschen mit dem äußeren verbindet. Humor ist der zarte Harfenklang, der das Leben seines glücklichen Trägers trotz des hastenden Treibens des Alltags, trotz des Trens der Maschinen, trotz der dunklen Wolken am politischen Horizont, trotz der Mißklänge die nur zu häufig im privaten und geschäftlichen Leben die Unzulänglichkeit alles Irdischen zeitigt, wie ein leichtes Zittern durchzieht. Allerdings, nicht jedes Ohr ist fein genug, diesem melodischen Klange zu lauschen. Viele, leider vielleicht die Meisten, überhören ihn und nur Wenigen ist es gegeben, ihre Schritte nach seinem Rhythmus zu lenken. Aber wem es gelingt, der findet als höchsten Lohn die innere Zufriedenheit, die Stille Heiterkeit, die Möglichkeit des Hinwegsetzens über die Nichtigkeit des irdischen Lebens und die Fähigkeit, dem Leben Schönheiten abzuringen, die dem Alltagsmenschen ein Buch mit sieben Siegeln bedeuten; zusammenfassend: Der wahre Humorist findet im Leben, was den meisten seiner Mitmenschen im Kampf um das Dasein, im Streben nach äußeren Ehren und Auszeichnungen, im Ringen nach Macht und Geld, um ihre stets steigenden Bedürfnisse zu befriedigen, verloren gegangen ist.

Nur, wer in Alles eingedrungen,  
Was dich, o Menschenherz durchbebt,  
Wenn auch sein Herz ihm schier zersprungen,  
Doch kühn sein Leben durchgelebt.  
Und off'nen Auges, unverdrossen  
Voll Gleichmut stets trug sein Geschick,  
Und, wenn er über's Ziel geschossen,  
Zum rechten Wege fand doch zurück  
Wer ebenso beim Freudenbecher  
Wie bei dem bittren Leidenstrank  
Als stiller, wohlbedachter Becher  
Das Glas bis zu der Neige trank;  
Und lächelnd dann zurückgegeben  
Den leeren Krug - und grüßend ging.  
Nur der alleine fand im Leben,  
Was Tausenden verloren ging.

Humor ist also nach dem Vorausgegangenen das mit leichtem Lächeln Hinweggehen über die Unbilden des Alltags, wohl zu unterscheiden von dem oberflächlichen Dahingehen über den Ernst des Daseins oder dem frivolen Uebertänzeln der tiefen Abgründe, die zu beiden Seiten des Lebensweges sich auftun. Solche Lebensauffassungen zeitigt der Leichtsinn, der sich übrigens meist mit einem gewissen Stumpfsinn paart. Ein Mensch von wahren Humor wird nur zu oft von der unverständigen Masse mit dem Leichtsinigen in einen Topf geworfen. Doch das fällt über kurz oder lang mehr und auf die Beurteiler selbst zurück als auf den falsch Beurteilten, der mit seinem zufriedenen Lächeln auf die Pharisäer und Banauser herabsieht. Denn er steht über dem Gezänke des Alltags u. nicht der kleinbürgerliche Klatsch ist die Quelle, aus der schöpfend er einer Lebensführung die Richtung verleiht, sondern er schöpft aus dem ewigen Born der Natur, da er infolge seiner humorvollen Veranlagung ein Freund aller, auch der unscheinbarsten Lebewesen geworden ist und somit ein stiller Sänger des hohen Liedes an die Schönheiten des Lebens. Es ist kein Zufall daß der „Vater des deutschen Humors“ der ewige Altmeister Wilhelm Busch als Einsiedler und - Sonderling sein Leben beschloß, daß er ein Leben lebte, das außer seiner Kunst den Rosen und Bienen gewidmet war. Wer laubt sicherlich, daß eine Unterhaltung mit ihm die fröhlichsten Stunden seines Lebens bedeutet hätten. Doch, wie wäre er enttäuscht worden; er hätte einen mürrischen und wortkargen Greis vor sich gesehen, dem er, wenn er überhaupt dazu gekommen wäre, sozusagen jedes Wort hätte ablaufen müssen; wahrscheinlich hätte er aber vorher schon in nicht mißzuverstehender Form den Wink erhalten, dahin zu gehen, woher er gekommen. Denn Meister Busch war ein Verächter der Menschen, weil er sie zu genau kannte. Er floh die Stätten der Lustbarkeit und der lauten Freude, er saß mit ernstem Gesichtsausdruck und ruhig in den Bewegungen tagelang abgeschlossen von der

Welt und selbst seiner nächsten Umgebung nur um die Mittagszeit sichtbar, in seinem Arbeitszimmer und doch war es der größte Humorist, den bis jetzt das deutsche Vaterland hervorbrachte. Ich habe gesagt, dass die Urquelle des wahren Humors die Kenntnis und Liebe zur Natur sei. Und in der Tat. Bietet nicht die freie Gottesnatur mehr, wie der bestgemeinteste Zu-spruch der Mitmenschen, die Möglichkeit, die Sorgen des tägl. Lebens zu vergessen? Fühlt der Mensch, der die frische Frühlingsluft eintatmet nicht eine seelische Erlösung von einem auf ihm lastenden Drucke, den ihm selbst die fröhlichste Gesellschaft nicht benehmen kann. Woher dies? Der Durchschnittsmensch hat sich so sehr von der Natur entfernt, daß er im Gegensatz zu dieser für den tiefen Beobachter unwahr wirken muß auf Schritt und Tritt. Da der Humorist zugleich Philosoph sein muß und deshalb allem, was um ihn herum ist auf den Grund geht, so kommt es, daß mit dem stillen Belächeln des Humoristen oft ein ebenso stilles Verachten des Menschenkenners Hand in Hand geht. Aber der Humor schützt vor Pessimismus. Nicht grollend und schmollend zieht sich der Humorist in seine vier Wände zurück, sich ärgernd über jede Mücke, die an der Wand herumkraucht und, wenn er seinen greifbaren Grund findet, darüber nachgrübelnd über wen er sich jetzt eigentlich ärgern könne, sondern wenn ihn etwas bedrückt, dann nimmt er feine Zuflucht in die weite Natur. Allein auf weiter Flut, weit dem Alltagsgetriebe entrückt, den rauschenden Waid und die wogenden Felder zu seinen Füßen, über sich die ziehenden Wolken und um sich herum die blauen Berge, blickt er auf die Sorgen und Mühsale dort unten herab, mit dem Vollbewußtsein seiner eigenen Persönlichkeit, die Kraft in sich verspürend, den Unbilden des Alltags, woher sie auch kommen mögen, mutig die Stirn bieten zu können, Humor besitzen, heißt also letzten Endes auch frei sein von allen Vorurteilen mit einem mit leidigen Lächeln auf den Lippen, das den Schwierigkeiten des Lebens gilt, mitten im Leben und doch über demselben stehend sein eigenes Leben leben. Den Sorgen ausweichen aber wenn sie unvermeidlich, dieselben mit Gleichmut ertragen, unbekümmert darum, ob es anderen Menschen besser geht oder nicht, das ist die große Lebenskunst, die aus wahren Humor geboren ist. Solche Leute, und deren gibt es leider nur sehr wenige, soll man nicht verachten und als Leichtsinige oder eitle Toren hinstellen, sondern man soll sie ehren und danach streben, es ihnen gleich zu tun. Es sind Idealisten, die nicht wie so viele in der heutigen Zeit die dumpfen Volksmassen in ein Nichts führen, um sie dann schmachvoll zu verlassen, sondern es sind solche, die ein greifbares Ziel im Auge haben, das von jedem erreicht werden kann, wenn er den guten Willen dazu aufbringt. Sie sind zu beneiden um den goldenen Humor, der es ihnen immer wieder ermöglicht, auf der Oberfläche zu schwimmen, anstatt in der Tiefe zu versinken, wie es so vielen Menschen ohne Humor ergeht, wenn ihnen eine kleine Sorge einen kleinen Ballast mehr aufbürdet, als sie für gewöhnlich zu tragen gewohnt sind.

Wem das Geschick es hat beschieden,  
Daß ihm von seines Lebens Loose  
Nur übrig bleiben leere Niete,  
Derweilen in des Nachbars Schoße  
Sich häufen Berge Gold im Stillen, -  
Die höhrend frech ihn an jetzt lachen,  
Und doch versteht, den eignen Willen -  
Zu neuem Streben anzufachen,  
Wer gleich sich bleibt in allen Lagen,  
Die ihm das Schicksal aufgedrungen,  
Und würdevoll es kann ertragen,  
Dieweil er selbst sich ja bezwungen,  
Der sei kein Mensch, den man verachtet  
Den nenne Keiner leichtthin Tor  
Der Mann besitzt, bei Licht betrachtet  
Ja grad den echtsten Humor

**Fünfter Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 19. Februar 1921**

**Kapitel 5**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

Als ich mein letztes Kapitel, das den Humor behandelt, niederschrieb, und darin das Wesen desselben im Allgemeinen und seine Auswirkungen auf das einzelne Individuum im Besonderen schilderte, da kam mir plötzlich der Gedanke, daß das, was für den Einzelnen gilt, auch für eine größere Gemeinschaft gelten müsse, da ja eine Allgemeinheit doch im Grund genommen nichts anderes darstellt, als eine Summe von Einzelwesen. Unwillkürlich kam ich darauf, daß diese Verallgemeinerung, an den Humor angewandt, recht erfreuliche Resultate zeitigen könnte, zumal wenn sie auf ein Gebiet übertragen würde, das ja gerade in der gegenwärtigen Zeit den Einzelnen sowohl wie die Gesamtheit in reichem Maße beschäftigt. Ich meine damit die innerpolitischen Verhältnisse, von denen doch von jeher die Geschicke eines Volkes, als einem wesentlichen Faktor seines Zusammenhalts, abgehängt haben, und von denen für uns in der Lage, in der sich unser liebes Vaterland heute befindet, in hervorragendem Maße die nächste Zukunft und damit das Wohl und Wehe des einzelnen Staatsbürgers abhängen wird. Ich bin mir dabei voll bewußt, daß diejenigen Leser, die mein vorausgegangenes Kapitel über den Humor zu lesen versäumt haben, den Kopf, und wenn es Herren vom grünen Tisch sind, das Haupt darüber schütteln werden, daß ich Humor und Politik in einem Atemzug nenne. Aber ich bin überzeugt, daß diejenigen, die meiner Definition von Humor Beifall gezollt haben, mir auch, in meinen heutigen Ausführungen wohl verstehen werden. Zunächst will ich die Momente des wahren Humors, die mir geeignet erscheinen, auf dem Gebiete des politischen Lebens eine gewisse Rolle spielen zu können, noch einmal kurz rekapitulieren.

Der Humorist übersieht bewußt mit einem gewissen wohlwollenden Lächeln die menschlichen Schwächen der Umstehenden und die Mißlichkeiten des alltäglichen Lebens, Er sucht dem Leben schöne Seiten abzugewinnen, den Sorgen wohl nach Möglichkeit aus dem Wege gehend, aber, wenn sie unvermeidlich sind, mit Würde und Gleichmut ertragend. Ohne Vorurteil tritt er seinem Mitmenschen und ihren Handlungen gegenüber; mit einer gewissen Selbstverständlichkeit sieht er seine eigenen Fehler ein und sieht stets den richtigen Weg wieder, wenn er in seinen Handlungen über das Ziel geschossen hat. Stolz erhaben steht er über allen Pharisäern und Banausen, die über dem Gezänke des Alltags die einschneidenden Ereignisse in der großen Welt übersehen. Im Übrigen nimmt er die Menschen und die Verhältnisse so hin, wie sie in der Tat sind, und verliert sich in keine doktrinären Erörterungen, wie die Menschen sein könnten oder müßten, wenn die Verhältnisse eben andere wären.

Von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtet, zeigt unser innenpolitisches Leben so recht deutlich, wie wenige Männer sich darin aktiv betätigen, die den Anspruch auf Humoristen im Sinne einer abgeklärten Lebensweisheit machen können. Vielmehr sind die Meisten Fanatiker und Starrköpfe, die ihre politischen Richtlinien und Ziele nicht den obwaltenden Verhältnissen anpassen, sondern ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Möglichkeiten Ideen nachjagen, die sich nur dann verwirklichen ließen, wenn man die Menschen und Verhältnisse von Grund aus in absehbarer Zeit ändern könnte. Gewiß schließen oft auch diese Ideen, so

unausführbar in der Praxis sie auch erscheinen mögen, theoretisch betrachtet, einen guten Kern in sich; daraus erhellt, daß jede Partei, welche es auch sei, selbst die eingeschlossen, die man unbedingt bekämpfen zu müssen glaubt, ihre guten Seiten und Vorzüge aufzuweisen hat. Und in der Tat, hat nicht Jeder, der einmal den Wahlversammlungen der verschiedenen Parteirichtungen beigewohnt hat, schließlich, wenn er ehrlich war, zugeben müssen, daß er einen Teil des jeweiligen Parteiprogramms, wen es selbst mit dem seiner eigenen Richtung etwas stark kontrastierte von dem soeben vorgeführten Gesichtspunkt aus beleuchtet, als durchaus nicht mehr so unannehmbar ansehen mußte, als vorher; denn der Redner, der ein solches Programm vertritt, zeigte naturgemäß nur die guten Seiten, die es auch wirklich haben kann, die aber die Redner der gegnerischen Parteien seinen Zuhörern aus wohlweislichen Gründen verschwiegen oder gar in verleumderischer Absicht in den Staub zieht. Statt die Konflikte, die die Parteien, da sie sich aus Vertretern der grundverschiedensten sozialen Lebensstellungen zusammensetzen, auszutragen haben, auf dem Wege der gegenseitigen Verständigung zu mildern, und dadurch den Klassenhaß zu untergraben, sucht man in bewußter Absicht immer neue Reibungsflächen. Die Fehler der Anderen werden ausgeschlachtet, die eigenen dagegen als Vorzüge hingestellt. Es fehlt eben oft der Mut zu dem Eingeständnis, daß man einen falschen Weg eingeschlagen hat und man tappt lieber weiter hinein in das Labyrinth der sich daraus ergebenden Irrungen als daß man auf halbem Wege umkehrt und wieder von vorn anfängt, mit dem Suchen nach dem richtigen Wege. Der Satz: „In der Politik gibt es keine Moral“ spielt leider nur zu oft eine traurige Rolle. Bismarck soll ihn, wie seine Gegner behaupten, zuerst ausgesprochen haben. Aber es ist ebenso wenig bewiesen, daß er der Vater dieses Gedankens ist, wie den Jesuiten nachgewiesen werden kann, daß sie den anderen Satz aufgestellt haben, der leider im politischen Parteikampfe eine ebenso traurige wie häufige Erscheinung geworden ist, nämlich der Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Man scheut selbst vor dem Verbrechen nicht zurück, wenn es gilt, einen gewichtigen politischen Gegner kampfunfähig zu machen. Schnöde Verleumdung ist heute eine alltägliche Erscheinung im politischen Kampfe, der Mord keine Seltenheit mehr.

Wenn nur einmal die geistigen Führer des Volkes erwachen wollten aus dem unseligen Taumel des gegenseitigen Hasses und der aus ihm geborenen planmäßigen Verhetzung der Volksklassen. Wäre es nicht viel richtiger, wenn sie bei der Verfolgung ihrer politischen Ziele an die Stelle ihres Hasses wahre Menschlichkeit und Nächstenliebe, an Stelle ihrer Starrköpfigkeit Vernunft und Einsicht, an Stelle der kalten Unnahbarkeit wohlwollende Erwägung der gegenseitigen Gedanken setzen wollten? Bei einem bisschen guten Willen und natürlichem Humor müßte das eine Leichtigkeit sein. Man kann doch einem jeden ernstern Politiker, welche Parteirichtung er auch vertritt, und dabei möchte ich nicht in den Fehler verfallen, ohne Weiteres stets die Verfolgung persönlicher Vorteile zu unterschieben, wie das von den verbissensten Gegnern meistens geschieht – das Zutrauen schenken, daß er seinen Parteifreunden wohl an erster Stelle, aber dann auch der Allgemeinheit und damit seinem Vaterlande dienen will; sie alle ziehen an einem Strange, sie alle wollen das Beste im ureigensten Sinne. Wäre es da nicht viel richtiger und gerade bei uns in der heutigen Zeit, da wir umlagert sind von einem Heere von erbitterten Gegnern, die nur darauf warten, bis wir von inneren Parteikämpfen geschwächt, Ihrer Habgier als reife Frucht in den Schoß fallen, erst recht angebracht, daß wir, anstatt unsere besten Kräfte im Klassenkampfe zu vergeuden, uns vereinigen, und mit Hilfe des natürlichen Humors Brücken schlagen würden von einer zu der anderen Partei. Vielleicht leichter als uns selbst bewußt ist, könnten so diese tiefen Klüfte überwunden werden, die heute noch den Einen von dem Anderen

trennen. Oder muß uns erst ein Unglück, das noch größer ist als das schon vorhandene, lehren, diese Brücke zu bauen?

Ich meine, das deutsche Volk, das auf der ganzen Welt den Ruf genießt, das „Volk der Dichter und Denker“ zu sein, dürfte es nicht erst darauf ankommen lassen. Denn als solchem mangelt dem deutschen Volke auch der wahre Humor nicht, das beweist seine unzerstörbare Lebenskraft und sein unverwüstlicher Schaffensdrang, der es ihm bald ermöglichen wird, wenn es Parteihader nicht entzweit, die Nachwirkungen des Krieges schneller zu überwinden als alle übrigen im Weltkriege beteiligten Völker.

Möcht endlich Ihr vom Haß genesen,  
Der grundlos unser Volk entzweit,  
Trag Jeder bei nach seinem Wesen  
Zum Aufbau wahrer Menschlichkeit.  
Was heut noch als Idol erscheint,  
Wird endlich dann zum Ideal;  
Wenn erst die Bruderhand Euch einet,  
Wird's auch zur Wirklichkeit einmal,  
Wonach doch alle Kräfte streben,  
Wofür doch jedes Herz erglüht,  
Für das gekämpft sein ganzes Lebe  
Der Mann von echtem Volksgemüt.  
Liegt Euch nicht immer in den Haaren,  
Was doch dem Feind nur Nutzen bringt.  
Nur das allein kann Euch bewahren  
Vorm Abgrund, der Euch sonst verschlingt.  
Zerklüftet Euch nicht in Parteien,  
Und steckt das Schwert des Haders ein.  
Laßt unsre Fehler uns verzeihen  
Und laßt uns endlich Deutsche sein.

**Sechster Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 26. Februar 1921**

**Kapitel 6**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

Als ich mit einem Bekannten kürzlich meine Ausführungen über den Humor besprach und wir dabei auch auf meine Behauptung, daß der Humor die köstlichste Mischung der vier Temperamente sei, zu sprechen kamen, da wurden wir uns im Laufe des Gespräches darüber einig, daß nach unserer beiderseitigen Erfahrung ein großer Teil selbst des gebildeten Publikums sich nicht eine ausreichende Rechenschaft darüber geben könne, was eigentlich die Grundzüge seien, die die Temperamente voneinander unterscheiden oder deutlicher gesagt, was man unter Temperamente im Allgemeinen und im Besonderen verstehe. Und doch waren wir uns darüber völlig eins, daß es für jeden Einzelnen von großer Wichtigkeit sei, bei der Beurteilung der ihn umgebenden Menschen und ihrer Handlungen, genau Bescheid darüber zu wissen, von welchem Temperament sie befangen sind und in welcher Gemütsstimmung sie im Augenblick ihrer vollbrachten Handlung sich befanden. Da mit dem Begriffe Temperament sehr oft derselbe Unfug getrieben wird, wie mit dem Ausdrucke „Genie“, nur mit dem Unterschiede, daß „Temperament“ im Volksmunde noch häufiger gebraucht wird als letzteres, so erscheint es mir angebracht, heute etwas näher auf den Begriff einzugehen, den wir im Allgemeinen unter „Temperament“ bezeichnen.

Unter „Temperament“ versteht man den äußeren geistigen Ausdruck einer inneren animalen Veranlagung. Man nimmt heute allgemein vier Temperamente an, die jedoch erfahrungsgemäß nie ganz für sich alleinstehend vorkommen, vielmehr in den manigfachsten gegenseitigen Verbindungen. Es stimmt also nicht ganz, wenn man nur von 4 Temperamenten spricht, vielmehr muß man ebensoviele Temperamente annehmen, als es Menschen gibt, da die verschiedensten Abstufungen und ihre Verbindungen unzählige Einzeltemperamente erzeugen. Trotzdem müssen wir, um uns nicht ins Unendliche zu verlieren, bei unserer heutigen Betrachtung die 4 Haupttemperamente zu Grunde legen und sie einer näheren Betrachtung unterziehen.

Als am häufigsten vorkommend und als Verbindung fast alle übrigen Temperament beherrschend, steht an erster Stelle das sanguinische, das fast jedem Menschen mehr oder weniger seine spezifische Note ausprägt; in seiner Reinkultur der personifizierte Leichtsin, aber in Verbindung mit anderen Temperamenten ein ausgleichendes Moment des Umgangs, dann das choleriche, das theoretisch betrachtet eine Geisel der Menschheit bedeutet, ferner das melancholische, das ewig sehnsüchtige, das nichts Positives zu leisten vermag und schließlich das phlegmatische, das heutigen Tages eigentlich das Leben am Richtigsten zu nehmen versteht, da seine Lebensführung, von einer gewissen allgemeinen Wurstigkeit bestimmt wird. Wollen wir die vier Temperamente nach den 4 Lebensaltern gliedern, so können wir sagen, daß die Jugend vorzugsweise sanguinisch veranlagt ist, das reifere Alter choleriche, dann melancholisch und das Greisenalter allmählich phlegmatisch wird. Im Vergleich zu den 4 Jahreszeiten entspricht der Sanguiniker dem Lenze, der Cholericer dem Sommer, der Melancholiker dem Herbste und der Phlegmatiker dem Winter.

Der Sanguiniker ist beweglich und blond, der Cholericer gedrungen und schwarz, der Melancholiker hat schwärmerischen Blick und trägt langes Haupthaar und der Phlegmatiker trägt einen kahlen Schädel zur Schau, stiert wohl gefällig in sein Glas und läßt Gott einen guten Mann sein.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir mit der Kürze, die uns der Platz vorschreibt, nunmehr zu den Temperamenten im Besonderen übergehen und die Momente herausgreifen, die ihre Hauptmerkmale bedeuten.

Als erster sei der Sanguiniker einer näheren Betrachtung unterzogen. Der Sanguiniker neigt zum Genusse; er hat ein freundliches, bewegliches Auge, das nur zu deutlich dafür spricht, daß er der Gegenwart lebt und sich um die Zukunft keine grauen Haare wachsen läßt. Wohl macht er fortwährend Pläne und baut Luftschlösser, aber er bringt nichts zur Ausführung. Er verspricht alles und hält nichts, seine Reue ist ebenso rasch vergessen wie sein Vorsatz. Er geht den Sorgen aus dem Wege, den unüberwindlichen Mühsalen des Lebens glaubt er zu trotzen oder sie aus seinem Gedankenkreis zu bannen, indem er ihnen ein lautes „Gäh!“ entgegenschleudert. Dabei legt er offenbaren Nichtigkeiten einen großen Wert bei und läßt sich von den obwaltenden Umständen leiten auf Schritt und Tritt. Leicht erregbar hat er aber ein gutes Herz für seine Mitmenschen; ein freundliches Wort vermag mehr bei ihm als die wohlbegründetsten Vernunftsgründe. Er zeigt sich fröhlich, witzig und humorvoll, offen und arglos aber doch gleich beleidigt und aufbrausend, wenn er sich zurückgesetzt oder gekränkt fühlt. Durchaus nicht starrköpfig gibt er in jeder Beziehung nach und ist fügsam, wo er starken Widerstand findet. Er ist gerne gelitten als guter Gesellschafter und lieber Freund, nicht schadenfroh und neidisch, mithin ein biederer Bürger.

Bei schlechter Erziehung in den Entwicklungsjahren und, was noch mehr sagen will, bei einer schlecht durchlebten Kinderstube neigt er zur Charakterlosigkeit, die sogar bis zur Gewissenlosigkeit ausarten kann. Alles in allem gleicht er dem Hunde, der wohl bellt ohne zu beißen und Luther hat ihn sehr richtig charakterisiert, wenn er sagt: „Hüte dich vor den Schleichern, die Rauscher tun dir nichts.“ Das sanguinische Temperament ist wie oben gesagt, das weitverbreitetste und wir können deshalb ruhig sagen, daß es fast keinen Menschen gibt, der feine sanguinische Ader sein eigen nennen könnte. Für sich allein betrachtet, ist es der Nichtsnutz in der Menschheit aber mit einem oder mehreren der übrigen Temperamente vermischt bildet das sanguinische Temperament das Salz, das allein die Atmosphäre genießbar und erträglich macht, in der wir oftmals sind mit unseren Mitmenschen zusammenzuleben. (Fortsetzung folgt.)

**Siebter Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 5. März 1921**

**Kapitel 7**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

Hat der Sanguiniker die großen Vorzüge, daß er gutmütig und menschenfreundlich, verträglich, neidlos, nicht nachträglich und gesellig ist, so sind dem Choleriker, der seinem Temperament nach dem Sanguiniker am nächsten kommt, Tatkraft und Beharrlichkeit, Großzügigkeit und, wenn er Freundschaft schließt, Freundestreue, die bis zur Selbstentsagung gehen kann, nachzurühmen. Aber sein namenloser Stolz und sein selbstsüchtiges Wesen macht ihn nach Außen hin unerbittlich und selbst überhebend. In der Verfolgung seiner Ziele geht er über Leichen und kein Opfer ist ihm zu groß, wenn er seinen Willen durchsetzen oder seine Pläne zur Ausführung bringen will. Ein Mann von großem Willen und großem Wollen, großzügig im Hassen und im Lieben, im Erwerben und im Verlieren, im persönlichen Verkehr und in seiner Berufstätigkeit, zeigt er sich nirgends kleinlich. Gewaltsam und streng seiner Statur nach haßt der Choleriker Alles und Alle, die ihm im Wege und dabei gar über ihm stehen, die Kleinen verachtet er und benutzt sie skrupellos als Werkzeuge bei der Durchführung seiner Pläne. Aber trotz seiner wehrlosen Herrschsucht, die sich bei manchen Cholerikern schon bis zum Größenwahn gesteigert hat, leiht er den Schmeichlern gerne und willig sein Ohr; denn er liebt es, daß man seine Handlungen lobt und für gut findet, wenn nicht gar bewundert; überhaupt will er in allem als maßgebend und als höchste Instanz anerkannt werden. Sein Grundsatz ist: „Die Furcht hütet den Wald“ und jenes „oderint, dum metuant“ (sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten) entsprang einem durchaus cholerischen Temperamente. Wie jener Nero neigt der Choleriker bei schlechter Veranlagung und Erziehung zur Rohheit und zum gemeinen Verbrechen. Die meisten Strafanstalten sind von Cholerikern gefüllt. Kann er, wie oben gesagt, sich auch dazu aufraffen, für seinen Freund durchs Feuer zu gehen, so führt er seinem Feinde gegenüber den Kampf bis aufs Messer. Da er weder Nachsicht noch Verzeihung kennt, ist er sehr nachträglich hinterlistig und so oft ein ganz gefährlicher Patron. Auch er ist ein „Hitzeblitz“ wie der Sanguiniker, nur mit dem Unterschied, daß das Aufbraußen des Sanguiniker, dem Sprudel des Rheinweins gleicht, der Zorn des Cholerikers dagegen nachhält wie die Wirkungen einer schweren Bombe. Im Allgemeinen fühlt sich übrigens der Choleriker nicht wohl, wenn er nicht mit diesem oder jenem seiner Mitmenschen einen Strauß auszufechten hat. Er ist der Prozeßmichel, wie er im Buche steht. Wenn ich in den einleitenden Worten des vorausgegangenen Artikels in Bezug auf das Äußere des Cholerikers gesagt habe, er sei gedrungenen Körperbaues und schwarzhaarig, so muß ich noch ergänzend hinzufügen, daß diesem Temperamente außer dem schwarzen auch das rote Haar eigen ist. Rotköpfe sind fast durchweg cholerischer Natur und der alte Volksspruch, der natürlich wie alle Regeln Ausnahmen zuläßt, scheint mir sehr aus der Erfahrung zu sprechen: „Route Hoarn un Erleholz woachse uff kaam gure Boddem.“ Ganz schlimm zeigt sich das cholerische Temperament, das doch ganz männlichen Charakter trägt, wenn es die holde Weiblichkeit in seinen Bannkreis zieht. Die aus dieser paradoxen Zusammenstellung hervorgegangenen Individuum sind dann die sogenannten Mannweiber, jene üble Erscheinung, die durch ihr Auftreten, ihr oft unweiblich brutales Benehmen und sonstige Untugenden ihre Mitschwester in ein schlechtes Licht setzen, da Viele ihre Erfahrungen, die sie mit solchen Cholerikerinnen gemacht haben, auch bei der Beurteilung

der übrigen Evastöchter in die Waagschale werfen. Ganz mit Unrecht, denn im Grund genommen ist das weibliche Geschlecht rein sanguinischen, allerdings bei heranschleichendem Alter oftmals auch melancholischen Temperamentes.

Und so wären wir bei den Melancholikern angelangt. Während der Sanguiniker himmelhochjauchzend zu Tode betrübt von einer Stimmung in die andere fällt, kennt der Melancholiker nur eine einzige, die Schwärmerei. Sein Blick, der sich bis zum wässerigen Augenaufschlag erweitern kann, ist nach den Sternen gerichtet. Er ist der Mensch der Sehnsucht, des ungestillten Verlangens, der unerfüllten Hoffnungen. Als solcher liebt er die Einsamkeit und meidet laute und lustige Gesellschaft. Lautes Lachen ist ihm zuwider, jeden Witz findet er banal. In seinen Handlungen ist er ruhig, langsam und bedächtig. Dabei macht er sich das Leben oft unnötigerweise schwer, da er immer zuerst die Schwierigkeiten sieht, die sich ihm bei seinem Tun und Treiben entgegenstellen könnten. Er schöpft nicht aus der Gegenwart, sondern ausschließlich aus der Erinnerung. Wenn er auch vom Gerichtspunkte der bürgerlichen Gemeinschaft aus betrachtet nichts Positives zu leisten, also keine eigentlichen realen Werte zu schaffen vermag, so ist doch oft das melancholische Temperament eine Begleiterscheinung des Genies. Die Mehrzahl künstlerisch veranlagter Menschen sind neben Sanguinikern auch Melancholiker. Da nun das melancholische das Temperament der Sonderlinge ist, findet man unter den Jüngern der Kunst so viele merkwürdige Erscheinungen, die durch ihr Auftreten und sich Geben der Allgemeinheit willkommene Veranlassung geben, sich lustig über solche Menschen zu machen. Eigentlich ganz mit Unrecht; diese Leute hätten - aber dazu sind sie zu harmlos - allen Grund, auf die übrige Menschheit, die die Allgemeinheit bilden, mit einer gewissen Betrachtung herabzusehen, denn sie leben in Ihrer eigenen Welt, die wenn sie auch auf der Phantasie aufgebaut ist, doch im Grund genommen, oft viel besser als der Grovan der heutigen Zeit ist, in der doch schließlich nur der Heuchler, der Pharisäer, der Schieber und Wucherer die erste Flöte spielt.

In die Kategorie der Melancholiker gehören unter anderem die sentimental Grüber, religiösen Schwärmer und politischen Weltstürmer, die nicht mit der nackten Tatsache rechnen, sondern mit Verhältnissen, die sie in ihrer Fantasterei als vorhanden und wirklich annehmen, Die Melancholie, die in Schwärmerei ausartet, und übrigens dem Okkultismus, der Hellseherei, dem Somnambulismus und wie die Zusammenstellungen von unerforschten Naturkräften und bewußtem oder unbewußtem Schwindel alle heißen, äußerst zugänglich ist, artet nicht selten in Wahnsinn aus; dessen Folgeerscheinung ist oft der Selbstmord, der von allen Temperamenten wohl den Phlegmatiker am fernsten liegt.

Denn ihn, den Phlegmatiker bringt nichts aus der Ruhe. Er ist nicht so leicht und oft aus dem seelischen Gleichgewicht zu bringen wie der Sanguiniker und Choleriker, denn er kann sich weder übermäßig ärgern noch freuen, sich weder für eine Person ober Sache begeistern, noch sie mit allen Mitteln bekämpfen oder mit seinem Hasse verfolgen. Die Hauptsache ist ihm die Ruhe. Dabei ist er meist gutmütig, nimmt nichts übel, kann aber, wenn ihn die Lage dazu treibt, ziemlich derb und grob werden. Dies kommt meist nur dann vor, wenn er nicht ausgeschlafen oder nicht sattgegessen hat, denn Sattsein und Schlafen ist der Hauptinhalt seines Lebens. Allerdings hat er durch seine Ruhe und Gelassenheit den übrigen Temperamenten das voraus, daß er in seinen Handlungen konsequenter bleibt und seine Entschlüsse mit weniger Voreingenommenheit, Leidenschaftlichkeit und Erregung trifft Die vier Temperamente zusammenfassend möchte ich zum Schlusse einen kleinen

Vorgang schildern, der so recht die Grundzüge derselben und ihre Verschiedenheit vor Augen führt. Auf einer Landstraße liegt ein mäßig großer Stein, Zuerst kommt der Sanguiniker des Weges daher. Er pfeift ein Liedchen vor sich hin und nähert sich eiligen Schrittes dem Stein. Ihn wohl sehend, aber ihn nicht besonders beachtend, hüpfert er über denselben hinweg und verschwindet in der Ferne. Da schreitet der Choleriker mit festem Schritt herbei. Beim Erblicken des Steines färbt sich sein Gesicht purpurn, er schimpft über die Unordnung, die heute überall herrscht und über die Zuchtlosigkeit der Jugend, die in ihrem bodenlosen Leichtsinn diesen Stein mitten auf die Straße geworfen habe, nicht überlegend, daß dadurch Mensch und Vieh zu Schaden kommen könne. Während er noch grollend und knotternd fürbaß schreitet, schleicht bedächtig, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, mit zerwühltem Haupthaar und schwärmerischen Augenaufschlag, der Melancholiker daher. Er nimmt erst von dem Stein Notiz, als er darüber stolpert; dann hebt er in sinnend auf, mustert ihn von allen Seiten, stellt, fest, daß es diese Gesteinsart in hiesiger Gegend nicht gäbe, daß der nächste derartige Steinbruch ein paar Meilen von hier entfernt liege, und erwägt alle Möglichkeiten, wie gerade dieser Stein wohl hierher gekommen sein möge. Dann legt er ihn wieder bedächtig auf seinen Platz und geht nachdenkend und kopfschüttelnd weiter. Da schlendert das Phlegma daher. Ihm ist es nicht eilig und alle Augenblicke bleibt es stehen. So kommt es langsam heran aber der Stein beeinflußt es nicht – es umgeht ihn.

Wollte man die vier Temperamente noch kurz charakterisieren, so könnte man die vier Sätze aufstellen:

„Den Sanguiniker bestimmt der Augenblick“

„Der Choleriker bestimmt den Augenblick“

„Der Melancholiker verträumt den Augenblick“

„Der Phlegmatiker versäumt den Augenblick“

**Achter Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 12. März 1921**

**Kapitel 8**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

„Als ich noch im Flügelkleide“ meine erste Tanzstunde mitmachte, - übrigens habe ich drei derartige Kurse absolviert, von denen mir außer der „süßen Erinnerung“ nur die traurige Erkenntnis übrig blieb, daß der Schottisch im Allgemeinen zwar der leichteste Tanz sei, daß aber mein Schottisch im Besonderen einem Mittelding gleichkomme zwischen der Grazie eines Nilpferdes und der ersten Hüpfversuchen eines neugeborenen Känguruhs, weshalb ich mich auch gar bald von allen weiteren Tanzversuchen zurückzog, - da traf uns immer ein tadelnder Blick unseres Tanzmeisters, wenn nach dem Erschallen seines Rufes: „Bitte zum Tanz engagieren!“ wir nicht mit wahrer Todesverachtung uns auf die Gegenstände unserer Verehrung stürzten.

Denn was hätte auch einem dieser jungen Dämchen Schlimmeres passieren können, als wenn es, selbst für den Bruchteil einer Minute als „Mauerblümchen“ hätte „schimmeln“ müssen. Und doch kam das zu weilen vor, wenn, der ihr zugehörnde „Tanzstundsherr“ sich gerade ein Butterbrot oder ein Glas Bier leistete, oder ein anderer triftiger Grund seine momentane Abwesenheit dringend erheischte. Schadenfroh richteten sich dann die Blicke der schon tanzenden „Freundinnen“ auf die „Sitzengebliebene“. In diesem tragischsten Momente ihres jugendlichen Daseins bildete, da die einzige Zuflucht aus der Verlegenheit das nervös hervorgezerrte Taschentüchlein, das so lange windfächernd in Bewegung gesetzt wurde, bis einer von uns Tanzstundsherrchen den batistenen<sup>1</sup> Hilferuf richtig verstand und sich der Harrenden erbarmte. Trotz meiner allgemein anerkannten Tanzunfähigkeit galt ich in solchen heilen Situationen als ein gesuchter Tänzer. Da ich zugleich auch einer der zartfühlendsten war, der sofort losstürzte, sobald er eine solche Signalflagge zu Gesicht bekam, so war ich halb äußerst beliebt und so blieb es nicht aus, daß ich als Anerkennung für meine aufopfernde Tätigkeit bei dem Schlussbällchen über und über mit Blumen, seidnen Bändern und bunten Orden geschmückt wie ein prämiierter Pflingstochse einherstolzieren durfte.

Ich habe damals nicht geahnt, daß ich diese harmlosen Erlebnisse der ersten Jugendzeit später einmal in der Kreis einer ernsten Betrachtung ziehen würde. Und doch, wenn ich heute im täglichen Leben so meine stillen Beobachtungen mache, so kommen mir immer wieder die alten Tanzstundserinnerungen. Bis ins Einzelne zeigen sich Ähnlichkeiten zwischen dem idealischen Tanzsäälchen von einst, wie es sich dem Kinderauge bot, und der großen buntschillernden Schaubühne des Lebens im Auge des gereisten Mannes. In beiden Fällen auf der einen Seite die heiratsfähige männliche Jugend, der allerseits zur Pflicht gemacht wird „zuzugreifen“ und auf der anderen Seite die heiratsbegehrende Weiblichkeit aller Jahresklassen, die nur darauf wartet, bis der Richtige „anbeißt“. Dann hin und wieder die heißersehnte Aufforderung, den Tanz, wie einst durch den Saal, so jetzt durchs Leben zu wagen, und zu guterletzt die bedauernswerten Sitzengebliebenen; selbst der geschmückte Pflingstochse fehlt nicht in der Ähnlichkeitskette. Schließlich muß er auch hier zum letzten

---

<sup>1</sup> **batistenen** bezieht sich auf das zuvor erwähnte Taschentuch, welches aus einem feinfädigen, durchscheinendem, leinwandartigem Gewebe besteht. Entlehnung (1. Hälfte 18. Jh.) von frz. batiste, das vom Namen des flandrischen Herstellers, des Leinwebers Baptiste, der im 13. Jh. in Cambrai gelebt haben soll, hergeleitet wird..

Rettungsanker dienen. Da den „Mauerblümchen“ von einst die „alten Jungfern“ von heute entsprechen, möchte ich aus reinem Hang zur Tradition, wie damals für ihre jüngeren Schwestern, so heute für diese eine Lanze brechen. Ich hole damit eine Ehrenpflicht nach, denn ich habe Euch, alte Jungfern, in meinem Leben doch noch gar zu wenig Beachtung geschenkt, so daß Ihr diesen Ritterdienst ganz ruhig von mir annehmen dürft. Und ich hoffe, daß, wo wie sich ehemals das Vertrauen der „Jüngeren“ auf mich konzentrierte, auch Ihr mir Euer volles Vertrauen schenken möchtet, zumal wenn ich hier ganz offen erkläre, daß ich mich selbst mit den Jahren, Euerem Schicksale ähnelnd, zum alten Junggesellen ausgewachsen habe, Euch also, wenn auch nicht in jeder Beziehung, so doch rein oberflächlich betrachtet, ziemlich gleich komme; kurz: uns verbindet eine gewisse Interessengemeinschaft.

Es ist klar, alte Jungfern und alte Junggesellen gehören zusammen. Ich werde sie deshalb auch in den folgenden Zeilen als Eins behandeln; die sinngemäße Anwendung der Artikel in den einzelnen Fällen dabei dem Leser überlassend. Für die Allgemeinheit sind Beide der Gegenstand höhnischer Bemerkungen und in fast allen Witzblättern eine stehende Rubrik des Lächerlichen und Absonderlichen. Für die zartfühlende Mitwelt bilden sie das Objekt schadenfrohen Bedauerns, versteckten Neides, boshafter Verleumdungen und skrupelloser Ausbeutung. In der heutigen Zeit, in der sich alles organisiert, sollten auch sie einen Reichsbund schließen; einen Reichsbund der Vereinsamten und Verlassenen. Wenn man es im deutschen Vaterlande schon zu einem solchen der Kinderreichen gebracht hat, was spricht dagegen auch einem solchen der „Unverehelichten“ zu gründen. Denn der freiwillige oder unfreiwillige Verzicht auf das Glück der Ehe, das sie in gewissem Maße zu Märtyrern der Liebe macht, indem sie selbstentsagend einem Anderen den Platz räumten, wird nicht entsprechend anerkannt; im Gegenteil er wird mit Undank vergolten in jeder Form. Eine nicht verheiratete Person hat nach Ansicht der meisten Leute scheinbar überhaupt kein Anrecht auf Existenzberechtigung. „Der oder die“, so kann man allen halben hören, kann sich allein immer „durchschlagen“. „Was tut die „alte Schachtel“ ober der „olle Junggesele“ mit seinem Gelde“ spricht man so leicht hin, ohne zu bedenken, daß das heutige Leben für die „Einsamen“ verhältnismäßig gerade so teuer, in vieler Beziehung noch teuer ist, als für die Verheirateten. Und warum haben denn die meisten von ihnen nicht geheiratet. Nicht deshalb etwa, weil sie sich den Pflichten der Ehe entziehen wollten, wie so viele scheinheilige Schwätzer, die sich übrigens meistens aus den „Hineingefallenen“ rekrutieren, behaupten, sondern weil sie ein größeres Pflichtgefühl halten als so viele andere, die in den Tag hineinheirateten, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ob sie überhaupt dauernd im Stande seien, einer Familie vorzustehen und für das Nötigste aufkommen zu können oder nicht. Und bei wie vielen fehlte es ganz einfach an der Gelegenheit? Wenn es auch ganz richtig ist, daß die Ehe die Halbierung der Rechte und die Verdoppelung der Pflichten bedeutet, so ist auch nicht zu verkennen, daß mit ihr so vieles wahre Glück und so reicher Sonnenschein verbunden ist, der durch nichts, auch nicht durch die sogenannten „Freiheiten“ der Anvermählten aufgehoben werden kann. Wenn ein Unverheirateter nicht gerade einer der glücklichen Naturen ist, die sich selbst genügt, und seine eigne Welt bilden dann kann nach seiner Facon, so wird er sehr bald verkümmern, er wird das Leben unverträglich finden u. in vielen Fällen, da wo ihm der moralische Halt fehlt, kommt er nach und nach herunter. Oder er langt zu jener Stufe der Sonderlinge an, deren ich schon in meinem Kapitel über die Melancholiker Erwähnung getan habe. Die Gefahren des Junggesellentums sind also große in moralischer Beziehung; groß sind auch die Nachteile im Falle einer Krankheit oder des herannahenden Alters. Wer nimmt sich dann solcher

Vereinsamen an? Wenn sie sich nicht mehr selbst vorstehen können, dann sind die Siegenheime, Pfründnerhäuser u. Hospize ihre letzten Zufluchtsstätten. Hat sie die liebe Mitwelt bis dahin nicht schon ganz ausgesaugt, so sehen sie ihre Habe nach dem Tode den „lachenden Erben“ verfallen, meistens Leuten, die sich zu ihren Lebzeiten so gut wie garnicht um sie bekümmert haben. Es ist nichts schlimmer, als ein liebeleeres Leben. Wer es in der Ehe nicht finden konnte, sucht es zu ersetzen auf andere Art: Daß diese Art manchesmal einen komischen Einschlag zeigt, ist nicht abzustreiten. Die Katzen und Hunde, denen das liebebedürftige Herz der „alten Jungfer“ entgegenschlägt, sind sprichwörtlich geworden. Der alte Junggeselle hat seine eigenen Passionen und Marotten. Mürrisch und verbittert wird die alte Jungfer, hähmisch, absonderlich und bei entsprechender Veranlagung gefühllos der alte Junggeselle. Geizig sind meistens alle Beide, ebenso mißtrauisch. Sie wärmen sich, gerne an dem Herde eines glücklichen Familienkreises, suchen Anschluß an Freunde bezw. Freundinnen und sind empfänglich für jeden Tratsch, den sie gar zu gerne unter dem größten Siegel der Verschwiegenheit weitergeben. Das Glück der Ehe haben sie nie persönlich kennen gelernt, ebensowenig aber auch das Unglück, das oft eine Begleiterin derselben ist. Deshalb zeigen sie wenig Verständnis für solche Dinge. Sie haben nie in diese Lotterie eingesetzt und kommen deshalb immer mit dem Einsatze heraus. Das ärgert die Anderen und deshalb oft ihre Verachtung und ihr Neid. Denn es geht merkwürdig genug zu im Leben in Punkto Ehe. Der eine grämt sich, daß er die Auserwählte seines Herzens nicht bekommen hat, der andere, daß er darauf hineingefallen ist.

Da fällt mir ein Gedicht ein, das ich einmal in früheren Jahren verbrochen habe und das des Schicksals Tücke in dieser Beziehung so recht vor Augen führt. Es lautet:

### **„Die alte Geschichte.**

Er war verliebt, unsterblich verliebt,  
Er nannt' sie sein „treuliebes Mädchen. –  
Sie war ja ein Kind, wie es selten eins giebt  
Vergöttert im ganzen Städtchen.

Er zog in die Fremde, als Abschied er nahm  
Tat er in die Aeuglein ihr schauen. –  
Den letzten Zweifel, der über ihn kam,  
Benahmen sie rasch ihm, die blauen.

Ein Jährchen verstrich, in die Heimat zurück  
Kehrt er voller Hoffen und Sehnen. - -  
Unseligste Stunde des Lebens, - sein Glück  
Begrub et in bitteren Thränen.

Eines anderen Frau war lange sie schon  
Aus Kummer und Gram wollt' er sterben.  
Ins Narrenhaus schließlich, welch' bitterer Hohn  
Verbrachten ihn fürsorgende Erben.

-----

Dort sitzt er, zufrieden, denn in seinem Arm  
Da herzt er und küßt eine – Puppe!

Sein „treuliebes Mädchen“, er hält es warm.  
Die übrige Welt ist ihm „schnuppe“.

-----

Und dicht nebenan, welch' traurig Geschick,  
Da stöhnet ein reuiger Büßer.  
Zerstört hat er dreist dieses Ersteren Glück.  
Doch nun ist er Ärmer als dieser.

Denn sie, die sich Beide als „Engel“ gedacht,  
Zur „Teufelin“ wurde sie balde - - -  
Und hat so auch diesen zum Narren gemacht

-----

Da habt Ihr die Geschichte, die alte!“

Da sieht man es, gegenüber des Geschickes Mächten sind die Vermählten ebenso machtlos wie die Unvermählten. Jeder Stand hat seine Nachteile und Vorteile, seine Bitternisse und Gefahren, aber auch jeder Stand seine Berechtigung. Ich halte es deshalb auch für einen einseitigen Standpunkt, die Junggesellensteuer einführen zu wollen. Zumal bei der großen Wohnungsnot. Mit welchem Rechte will man übrigens eine eventuelle Klugheit versteuern? Wäre es nicht viel einträglicher, die Dummheit zu versteuern im deutschen Vaterlande, die sich in der Häufung von ganz aussichtslosen Ehen kundgibt?

Aber ich falle aus dem Rahmen der heutigen Betrachtung. Ich wollte ja sprechen über die alten Jungfern und Junggesellen. Ihren Leidensweg, ihre Fehler, ihre falsche Beurteilung von seiten der Unbeteiligten habe ich ja schon in großen Zügen beleuchtet. Heutigen Tages ist es wirklich keine Kleinigkeit alleinzustehen — ebensowenig als verheiratet zu sein.

Darum sollten sich beide Teile die Hand zur Versöhnung reichen. Die einen sollten nicht immer ihr Schicksal beklagen, jammern und stöhnen und so ihren Mitmenschen zur Last fallen, die anderen ihre spitzen Bemerkungen und Sticheleien unterlassen, ebenso wie die fortwährend wiederkehrende Ermahnung zu heiraten. Ein jeder muß am besten wissen, was er tut. Die alten Jungfern tragen ohnedies fast nie die Schuld an ihrem Jungferntum, die Junggesellen waren meist durch äußere schwerwiegende Gründe davon abgehalten, in den Hafen der Ehe einzulaufen. Glaube nur, lieber Leser, es gibt viele Unverheiratete, die lieber auch einen eigenen Haushalt ihr eigen nennen möchten, wenn sie dazu imstande wären. Dazu kommt, daß ein gewisses Alter die Sache ganz anders ansieht, wie die leichtfertige Jugend. Die sanguinische Jugend greift zu, sie zieht einen Treffer oder eine Niete, das bedächtige Alter überlegt, überlegt noch einmal und wenn es schließlich „ausüberlegt“ hat, fällt es hinein. Allerdings sagt das Sprichwort: „Jung gefreit hat noch Niemand gereut“, aber ich kenne auch eine Menge entgegengesetzter Fälle. Daß alte Junggesellen ebenso wie alte Jungfern sehr leicht zur Melancholie neigen, habe ich schon gesagt, ich habe es neulich sogar einmal selbst an mir empfunden, als ich meine alten Papiere durchstöberte. Dabei fiel mir ein vergilbtes Blättchen mit gepreßten Blumen in die Hände. Ich las es und mein Gemüt wurde derart sentimental gestimmt, daß ich, was bei heftigen Gemütsbewegungen bei mir immer der Fall ist, des Hochdeutschen nicht mehr mächtig war. Ich mußte deshalb zu meinem angestammten Dialekt greifen, um meine Gedanken festzuhalten. Sie haben sich zu einem Gedichtchen verdichtet, das ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte, da es ein stilles Bekenntnis eines vereinsamten Junggesellenherzens in sich schließt. Es heißt wie folgt:

### **Anneliese Hinkelsterz.**

Uff moin Disch hat heit e Blättche  
Mer en Windstoß higeblöse;  
Druff hot frieher mol e Mäde  
Uffgebabbt zwaa rote Rose.  
Rote Rose, griene Blärrer  
Un e blau Vergießmoinnicht,  
Drunner mit rer spitze Ferer  
Woar gekritzelt e Gedicht.  
E Gedicht, des dief empfunne,  
Und wu se ehr ganzes Herz  
Umgekrepelt hot — un unne  
Woar zu lese  
Wer's gewese:

### Anneliesche Hinkelsterz.

Und ich häb mich lang besunne,  
Lang besunne uff de Name,  
Bis ich endlich se gefunne  
Aus dem Strauß vun junge Dame,  
For die frieher ich besesse  
Mol e Herz, wie mer so segt,  
Die ball druff ich dann vergesse,  
Wie mer's in de Jugend mecht.  
Un ich häb mich druff besunne,  
Daß se mol im weiße Scherz  
Ganz allaa am Bahnhof drunne  
Is geloffe.  
Dort getroffe  
Häb ich's Liesche Hinkelsterz.

Nun do häb ich se gesehe  
Jeren Daag drei volle Woche,  
Do is pletzlich woas geschehe,  
Woas der Hack de Stil verboche,  
Denn der Vadder vun de Klaane  
hot uns zwaa mol uffgebaßt,  
Un, wer hett des kenne ahne  
Uns mit'm Besem haamgeschaßt.  
Korz druff bin in's Bad'sche owe  
Ich gekumme in die Lehr  
Un ich häb jetzt uffgehowe  
Trotz ehre Schreibe  
Ich sollt bleiwe  
Jeren weitere Verkehr.

Seitdem sin so dreißig Jährcher  
in die Ewigkeit geflosse.  
Heit muß ich moi graue Häärcher  
an de Schläfe stutze losse,  
Des mer net glei aa kann sehe,  
Wie ich oalt geworde bin; -  
Uff moim Kopp die Hoarn die stehe  
Doch, schun ganz verzwazelt dinn. —  
Kennt ich werklich heit noch bringe  
Mol e junges Mädcherherz  
So zum Bewe, so zum Springe,  
So wie frieher,  
Mol bei dir

Anneliesche Hinkelsterz?

Naa, des is nor vorbehoalte  
Unsrer Jugend wie bekannt.  
Wann mer zehlt mol zu den Oalte  
Bleibt aam heckstens de Verstand,  
Un mer helt vor Wunner woas sich  
Weil mer sich gebessert hot,  
Doch draa schuld nor, ach wie spassig  
Is des Oalter — leirer Gott!  
Drum, laut megt ich mit mer Schenme  
Richt moin Blick ich hinnerwärts,  
Un muß offe hier bekenne  
Hett gefreit,  
Wie's noch Zeit

Ich des Liesche Hinkelsterz.

**Neunter Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 19. März 1921**

**Kapitel 9**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

Wer nicht gerade mit verschlossenen Augen durch das Leben geht, sondern für Alles, was sich um ihn herum abspielt, das nötige Interesse zeigt, der wird fast täglich auf Dinge stoßen, die selbst den größten Optimisten aus seiner behaglichen Ruhe bringen müssen, selbst wenn er zu der großen Masse derer gehört, bei denen Geschmacksbildung und ästhetisches Empfinden nur in ganz verkümmelter Form zu finden ist. Daß diesem weitaus größten Teile des Volkes ein hoher Prozentsatz auch unserer gebildeten Stände angehört, sollte eigentlich sehr zu denken geben, aber mit wenigen Ausnahmen übergeht unsere oberflächliche Zeit diese Tatsache mit einem leichten Achselzucken, das zugleich eine Geringschätzung für den in sich birgt, der nach ihrer Meinung, anstatt seine Zeit praktischer auszunützen, seine geistige Betätigung dadurch vergeudet, daß er solchen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Dieser Indifferentismus der breiten Masse und noch mehr der ihrer geistigen Führer, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie weit wir gesunken sind gegenüber der hohen Kulturstufe, die untergegangene Völker früherer Jahrtausenden eingenommen haben. Der scheinbar hohe Aufschwung, den die heutige Generation auf allen Gebieten der praktischen und geistigen Wissenschaften gegenüber diesen früheren Kulturvölkern aufzuweisen hat, ist nur eine leichte Firnisdecke, die nicht im Stande ist, die obengekennzeichnete traurige Tatsache dem Blicke des feinen Beobachters zu entziehen. Wohl vielen meiner Leser wird diese Wahrheit schon lange zum Bewußtsein gekommen sein; die heutigen Ausführungen mögen dazu beitragen, indem sie die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf solche Dinge richten, auch die Augen derer zu öffnen und ihr Sehvermögen zu schärfen, die seither über solche Geschmacklosigkeiten aus Gleichgültigkeit und Interessenlosigkeit oder aus mangelndem Verständnis und leichtsinniger Geringschätzung so hinweg gestolpert sind.

Unter den heute zu betrachtenden Geschmacklosigkeiten verstehe ich nicht etwa die Formen, wie sie sich bei dem einzelnen Individuum äußern in seinem äußeren Auftreten, seinem Wirken, seinen gelegentlichen Äußerungen und dergleichen mehr. Denn die mangelhafte Begabung des Einzelnen, zum Beispiel seinen Äußeren durch gut gewählte Kleidung und die natürliche Grazie, solche zu tragen, einen gewissen Schliff zu verleihen, läßt noch lange keine Schlüsse ziehen auf den inneren Wert des Trägers, ebensowenig wie man aus den angeborenen Talenten in dieser Beziehung, wie es sich bei den südlicheren Volksstämmen in oft so reizender und bewundernswerter Form kundgibt, darauf schließen könnte, daß dieselben eine höhere innere Kultur aufzuweisen hätten als die mehr praktisch veranlagten Nordländer. Im sonnigen Süden können die verkommensten Straßentypen selbst in Lumpen schön sein durch das sich Geben und einem gewissen Etwas, das dem Bewohner der kälteren Zone abgeht. Zu den Geschmacklosigkeiten will ich heute auch nicht den modernen Schiebertyp rechnen, der durch auffällige modische Kleidung, durch sein protzenhaftes Auftreten und seichtes Gewäsch, das auf den ersten Blick den Mangel jeglicher inneren und äußeren Bildung verrät, und den selbst die dicksten Edelsteine und schreiensten Goldblomben nicht verbergen können, denn er ist doch immerhin nur eine vorübergehende Erscheinung; ich meine auch nicht jene gangbaren Ball- und

Gesellschaftsgespräche, die wie früher meist den Witterungswechsel, so heutigen Tages das Essen zum Gegenstand langatmiger Erörterungen machen. — Darin scheinen wir übrigens auf den geistigen Verfassungszustand der Naturvölker zurückgekommen zu sein, denn ein Freund von mir, der als Seefahrer vierzehnmal den Aequator durchquerte, hat mir einmal mitgeteilt, daß der Hauptgesprächsstoff bei der Unterhaltung mit wilden Völkern die „Magenfrage“ bilde. — Ich will hier auch nicht auf die Geschmacksverirrungen in der Reklame näher eingehen, die ohnedies durch das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb, soweit sie wenigstens zum Schaden der Konkurrenz führen könnte, einigermaßen beschnitten sind, was aber ihre äußere Form angeht, durch gegenseitige Anregungen sich immerhin noch in den Grenzen des Erträglichen bewegen. Die Rüge und Abstellung von Geschmacklosigkeiten bei Bauten, Denkmälern, das Verhüten von Verschandelungen ganzer Gegenden und dergl. liegt bei dem überall bestellten Denkmalschutz in guten Händen, obwohl ich der Meinung bin, daß dessen wohltuender Einfluß in letzterer Zeit etwas nachgelassen hat. Denn es gab einmal eine Zeit, da wäre es sicherlich nicht möglich gewesen, daß man ungerügt die künstlerisch bemerkenswerte Eingangspforte eines unter dem Denkmalschutz stehenden Gebäudes, wie es beispielsweise der Rodensteiner Hof zu Bensheim darstellt, durch das Anbringen dreier schreiendweißen Emailleschilder um die ganze Einheitlichkeit ihrer Wirkung gebracht hätte; ebensowenig, daß man das reizend idyllische Bildchen, wie es die Mittelbrücke in gleicher Stadt mit ihren alten Statuen und dem sie malerisch umschattenden Baumwuchs darbietet, mit einem Mangel an Schönheitsempfinden, der kaum zu übertreffen ist, durch Aufstellen einer breiten und hohen weithin sichtbaren Orientierungstafel zerstört hätte. Als hätte man für dieselbe weiter „stromabwärts“ keinen gleichwertigen Platz finden können

Auch die Berichte von Vereinsaufführungen und sonstigen Unterhaltungsabenden, die oft alles andere sind, als geschmackvolle Literaturerzeugnisse, will ich nicht in den Kreis der heutigen Betrachtungen ziehen, da sie ohnedies vor noch gar nicht langer Zeit in einem hiesigen Lokalblatte unter der Ueberschrift „Mehr Zurückhaltung“ in musterhafter und erschöpfender Art gebrandmarkt wurden.

Heute will ich vielmehr meine Leser auf die Geschmacklosigkeiten hinweisen, die nachgerade zum Allgemeingut des Volkes geworden sind. Den größten Platz unter ihnen nimmt die heutige Frauenmode ein. Oder ist es nicht eine Geschmacksverirrung, daß das Durchschnittsmädchen von heute sich skrupellos und schamlos einer Mode unterwirft, die noch vor zehn Jahren die sittliche Entrüstung selbst solcher Beschauer hervorgerufen hätte, die durchaus nicht prüde denkend waren und nicht in jedem Fältchen der holden Weiblichkeit den leibhaftigen Gottesfeind erblickt haben. Es ist ein trauriges Zeichen unserer oberflächlich-raschlebigen Zeit, daß sich die Allgemeinheit so bereitwillig und bald damit abgefunden hat, und selbst die biedersten Elternpaare, die noch in der guten alten Zeit in ganz anderen sittlichen Anschauungen groß geworden sind, es mit wenigen Ausnahmen so ohne weiteres dulden, daß sich ihre heranwachsenden Töchter in solchen Kleidungen der Oeffentlichkeit preisgeben. Wo bleibt da manchesmal das so viel gepriesene weibliche Taktgefühl? Aber es ist nicht zu verwundern, daß wir heute auf Schritt und Tritt neben der Verrohung der Sitten und des moralischen Empfindens auch dem Rückgange des guten Geschmackes in jeder Beziehung und der feineren geistigen Regungen begegnen, wenn wir einmal einen Blick werfen in die Stätten der Volksbildung, die in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden hervorgesprossen sind und deren weitgeöffneten Eingangspforten Alles zufließen; ich meine damit die Kinos. Das Kino, das seinem ganzen Wesen nach berufen

wäre, eine wahre Volkshochschule zu sein, von der ein lebenspendender Strahl ausgehen könnte auf die in jedem Menschen schlummernden Triebe, die Wahrheit zu erkennen und das Wissen zu erweitern, es ist leider so vielfach zum Gegenteil geworden. Oder sind etwa die sogenannten „Schlager“, die doch im Grunde genommen nichts anderes sind, als in Scene gesetzte Hintertreppenromane, und die vielgerühmten „Aufklärungsfilms“, denen ihre angebliche sittenhebende Tendenz nur als fadenscheiniger Deckmantel dafür dienen muß, durch Auslösung der niedrigsten Triebe der Besucher die Kassen der Unternehmer zu füllen, dazu angetan, das so wie so sittlich und moralisch genug gesunkene Allgemeinempfinden zu einer höheren Gefühlsstufe emporzuheben? — Ich glaube es nicht. Im Gegenteile, durch die Anregung der grassesten Phantasie, durch das restlose Aufdecken der schauerlichsten Tiefen der menschlichen Seele haben diese Darbietungen schon mehr Unheil angerichtet, als eine bei weitem größere Anzahl guter Vorführungen wieder gut machen könnte und deshalb wäre eine gründliche Reform der Kinos eine wichtige Aufgabe für die maßgebenden Faktoren, die bei der Hebung der Volkswohlfahrt ein Wort mitzusprechen haben. Die Zensur allein tut es nicht. Verstaatlichung der Kinos, wie es bei den höheren Bildungsanstalten gang und gäbe ist, wäre am Platze; denn die Kinos nicht in einem Atemzuge zu nennen mit den höheren Schulen und Bildungsstätten, heißt ihre Bedeutung für die geistige Entwicklung der künftigen Generation verkennen. Kann nicht jeder Untersuchungsrichter bestätigen, daß bei der Vernehmung gerade der jugendlichen Verbrecher letzten Endes bei der Tat die Eindrücke mitspielten, die das jugendliche Gemüt im Kino in sich aufgenommen hatte? Und wenn auch das alte Wort „cherchez la femme“ („Suche das Weib“) noch Gültigkeit hat und haben wird, solange die Menschheit besteht, so ist ein neues in unserer Zeit hinzugetreten: „Suche das Kino!“

Unsere illustrierten Zeitungen und Witzblätter bringen in letzterer Zeit auch Geschmacklosigkeiten, die nicht genug zu tadeln sind, da sie so ganz das Maßhalten vermissen lassen, das doch eigentlich einem Volke in Fleisch und Blut übergegangen sein müßte, das, wie es das deutsche tun will, Anspruch erhebt auf feines Gefühl, inneres Erleben und Wahrung seiner Würde in jeder Lage.

Schon seit Jahresfrist werden die „unterernährten Kinder“ unserer Großstädte aus der Quelle eines Liebeswerkes genährt, das von jenseits des Oceans herüberkommt, aus dem uns im Weltkriege feindlich gesinnten Amerika, und das einen Reliefs des wahren Christentums in einer Weise in die Tat umsetzt, wie es bis jetzt keine andere christliche Religionsgemeinschaft in gleicher Großzügigkeit unternommen hat. Ich meine die Quäkerspeisung, die ein unvergängliches Dokument sein wird der wahren und reinsten Nächstenliebe, die selbst nicht vor dem Feinde Halt macht. Dankend hat Deutschland das Anerbieten der Quäker, seine Kinder zu speisen, angenommen, der Quäker, die wir früher, ähnlich wie die Mitglieder der Heilsarmee, mit höhnischer Gebärde abgetan haben. Und zur selben Zeit begehen deutsche Witzblätter die Geschmacklosigkeit, ihren Lesern seichte Witzeleien über die amerikanischen Milchfülle vorzusetzen. Da steht ein Quäker mit einer Kuh, der deutsche Michel hat ein aufgeschlagenes Buch und macht die geistreiche Bemerkung, daß er nunmehr Englisch lernen müsse, um die Kuh verstehen zu können! Wo liegt da der Witz? Der deutsche Michel täte besser daran, in sein eigenes Lexikon zu schauen und darin nachzulesen, was da über „Nächstenliebe“ steht. Wahrlich, er bräuchte sich dann nicht mehr über die Quäker lustig zu machen. Und dann ein paar Seiten weiter: Aufnahmen von gegnerischen Truppen, Amerikaner, Engländer und Franzosen, wie sie Besitz ergreifen von dem und dem Regierungsgebäude, wie sie mit Panzerautos, mit Tanks und fliegenden

Fahnen einmarschieren in deutsche Städte des besetzten Gebietes. Haben deutsche illustrierte Blätter keinen anderen Stoff mehr, um ihren Abonnenten eine Unterhaltung zu bieten, als unsere Gegner in allen erdenklichen Heldenposen darzustellen? Die Regierung fordert von den Bewohnern besetzter Gebiete bei dem Einmarsch der Besatzungstruppen möglichste Zurückhaltung, am besten keine Notiz von denselben zu nehmen, aber unsere illustrierten Blätter glauben alles daran setzen zu müssen, daß ja keinem Deutschen eine Begebenheit vorenthalten wird, die ihn an die dereinstige Größe und den jetzigen Zusammenbruch erinnert. Möge Absicht oder keine dahinterstecken, geschmacklos bleibt es. Für heute genug, ein anderes Mal werde ich auf ähnliche Geschmacklosigkeiten zurückkommen.

**Zehnter Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 26. März 1921**

**Kapitel 10.**

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)**

**von Sempervivus.**

**(Nachdruck verboten.)**

Diese Woche bin ich in den Odenwald gewandert. In den Odenwald mit seinen herrlichen Wäldern, den weiten Fluren und grünen Tälern mit den schmucken Fachwerkhäuschen und biederen Menschen. Es war ein herrlicher Vorfrühlingstag, und all die reiche Schönheit dieses gottbegnadeten Fleckchens Erde vergoldete die Frühlingssonne. Und ich bin auf die Berge gestiegen und habe hinabgeschaut in die stillen Täler mit den rieselnden Bächlein, und ich habe den ganzen Frieden auf mein Gemüt einwirken lassen, den die weite Natur um mich atmete. Da war nichts zu merken von all den Dingen, um derentwillen sich da draußen die Welt entzweit, von all dem kleinlichen Hader der Parteien, von den Schrecknissen und Nachwirkungen des Weltkrieges, von dem schwankenden Geldstande und den Modefragen, die nichts mit dem zu tun haben, was die Mutter des wahren Glücks und des inneren Gleichgewichtes allein uns geben kann, mit der ewig gleichbleibenden Natur. Ich habe den Atem des heiligen Geistes der Natur verspürt und mich gefragt, warum eigentlich die Menschen mit ihrem ewigen Gezänke und ihrem blinden Hasten und Treiben den natürlichen Frieden immer so stören müssen. Es liegt scheinbar ein Fluch auf dem Menschengeschlechte, daß es sich selbst zerfleischt mit einem boshafte Vorbedacht und einer raffinierten Grausamkeit, wie keines der Tiere, mit einem Mißbrauch seines Verstandes, den er doch diesem vorauszuhaben behauptet, der geradezu niederträchtig ist. Und dabei läge es doch nur an ihm, überall Liebe zu ernten aus dem unerschöpflichen Borne der Natur, wenn er nur den guten Willen aufbringen wollte, zu ihm zurückzukehren.

Denn es besteht doch ein unleugbarer Zusammenhang zwischen Natur und Mensch; ein heller Sonnenstrahl erhellt und erhebt das innere Gemüt und ruft neue Hoffnungen in ihm wach; ein trüber Regentag wirkt lastend auf Mensch und Tier. Und die Mondphasen lassen ihren Einfluß erkennen auf so manchen sensibel veranlagten Menschen. - -

Ebenso steht es, daß die Menschen älterer Kulturen enger mit der Natur verwachsen waren, als die Modernen; und Manches, was wir heute als Aberglaube verlachen, ist nichts weiter, als verkümmerte Überreste einer dem heutigen Geschlechte verlorengegangene Erkenntnis der in der Natur waltenden Kräfte. Kurz, der moderne Mensch hat sich zu sehr von der Natur entfernt, als daß er noch ihren Geist richtig erfassen könnte. Wohl hat er die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes, die Tiere des Landes, des Wassers und der Luft und die Gesteine der Erdkruste fein säuberlich nach Systemen geordnet; wohl hat er mit überaus geistreich zusammengesetzten Gläsern die Gestirne des Himmels näher gerückt, mit fein durchdachten Maschinen die Erde urbar und alles auf der Erde sich dienstbar gemacht und selbst die Luft erobert. Er hat die äußeren Erscheinungsformen einzelner Naturkräfte auszunutzen verstanden, wie vielleicht keine Generation vor ihm, aber er ist dadurch dem inneren Wesen der treibenden Kräfte in der Natur um keinen Schritt näher gekommen. Nur noch als Kind hat er eine gewisse instinktive Fühlung mit der Natur sich bewahrt. Wie ich so darüber nachdachte, da ist mir die Erinnerung gekommen an die schönen Tage meiner Kindheit. Ich habe mich im Geiste gesehen, wie ich aufjubeln wollte, wenn ich am Wegesrande die ersten Frühlingsboten erblickte und mit welcher seelischen Erregung ich die ersten Veilchen pflückte und zum Sträußlein wand. Es war just um die Osterzeit wie heute.

Wir Kinder konnten den Tag nicht abwarten, an dem der Ostehase die bunten Eier legen sollte, die wir dann im grünen Versteck des Gartens suchen wollten. Wie rasch sind die Jahre vergangen und wie Vieles hat sich in dem dazwischen liegenden Zeitraum geändert. Heute stehen wir wieder vor Ostern, aber keine Ostern wie zu meiner Kinderzeit, die die Welt in gläubiger Andacht vereinigt sah. Die Menschen sind in hellem Aufruhr; - es sind andere Menschen geworden, nicht mehr so friedlich, nicht mehr so bescheiden, nicht mehr so bieder. Selbstdünkel und Machtgelüste, Kummer und Elend, Falschheit und Verrohung und eine tolle Jagd nach irdischen Gütern hat sie um den inneren Frieden gebracht. Und indem sie sich mit dem wohltuenden Einfluß der Natur immer mehr entfremden, kehren sich auch dem Schöpfer des Weltalles den Rücken. Es ist eine traurige Zeit, eine Zeit inneren und äußeren Verfalles. Aber wie dem Winter die Zeit der neuerwachenden Natur und dem Charfreitag der Ostersonntag folgt, so wird hoffentlich auch Dir, modernes, auf Abwegen geratenes Menschengeschlecht, und dir mein tiefgesunkenes Vaterland dermaleinst eine Zeit erblühen, die seine starre Eisdecke durch aufkeimendes Frühlingsgrün ablösen und den Tag der Bitterkeit mit dem Scheine der Ostersonne verklären wird. Denn Du bist zu stark, deutsches Volk – wenn du einig bist – als daß du die Eisdecke nicht sprengen könntest; du hast dich der Natur noch nicht so entfremdet, dich, als das Volk der Dichter und Denker, noch nicht aller ethischen Begriffe so entäußert, daß es dem Willen des allbarmherzigen Erdenschöpfers gefallen könnte, deinen dauernden Untergang zu wollen. Du befindest dich gegenwärtig nur in einer harten Prüfungszeit. Richte deinen Blick aufwärts und um Dich. Dann wird Dir nach deinem Charfreitag auch wieder einmal ein Ostersonntag erstehen, dann wird Dir nach den Nöten des Winters auch wieder ein neuer Frühling erwachen und wenn die Osterglocken in diesem Jahre läuten im deutschen Lande, um deinen Völkern die Auferstehung zu künden, dann richte deinen Blick voll Gottvertrauen auch auf den Tag, der als Dein Wiederauferstehungstag in die Lande ziehen wird. Er wird kommen und muß kommen, aber nicht heute und morgen; dazu bedarf es noch geraumer Zeit innerer Läuterung, gegenseitiger Aussöhnung und eines seelischen Ausgleiches, den Dir nur die Rückkehr zu Gott und seinem edlen Schöpfungswerke, der Natur, bieten kann.

Es zieht ein leises Beben  
Durch Wiese, Wald und Feld;  
Nach neuem Aufwärtsstreben  
Ist alles eingestellt.  
Die leuchtend grünen Fluren,  
Wie strotzen sie von Saft,  
Verwischt sind alle Spuren,  
Die Wintersnot geschafft.  
Die ersten Blütendüfte  
Verauschen Jung und Alt  
Und durch die Frühlingslüfte  
Ein helles Glöcklein schallt.  
Wohin ich immer lausche,  
Da klingt's und singt's im Chor,  
Im holden Frühlingsrausche  
Strebt alles frisch empor.

Mög' er auch Dich erfassen  
Mein liebes Vaterland

Vergi das alte Hassen  
Und schling ein neues Band  
Um alle deutschen Brüder,  
Die sich im Groll entzweit,  
Horch auf! Der Lenz kommt wieder  
Nach harter Winterzeit.  
Horch auf, die Glocken klingen,  
Sie läuten Ostern ein;  
Das mag dein Herz durchdringen mit neuem Hoffnungsschein.  
Nach rauhen Winterstürmen  
Da alles niederlag,  
klingt dir einst von den Thürmen  
Dein Auferstehungstag.